

Victor Klemperers Geschichtslektionen



Victor Klemperer

Man möchte immer weinen und lachen in einem. Revolutionstagebuch 1919

Bearbeitet und kommentiert von Christian Löser. Mit einem Vorwort von Christopher Clark und einem historischen Essay von Wolfram Wette.

Berlin: Aufbau, 2015, 263 S., € 19,95

Beim Erscheinen des Buches sprachen Verlag und Kritiker von einer »Sensation«.¹ Die Begeisterung war eine Art berechtigtes Erstaunen darüber, dass es von Victor Klemperer überhaupt noch etwas Neues zu lesen gab, da bereits über 8.000 Seiten Tagebücher und Memoiren ediert vorliegen, ein – wie man dachte – lückenloser Kommentar zur deutsch-jüdischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Nun aber dies: Die Revolutionsmonate in München zwischen Winter 1918 und Mai 1920 werden durch den damals 37-jährigen Klemperer in 16 fesselnden Reportagen geschildert. Klemperer, der sich nach dem Krieg erst in Leipzig, dann in München aufhielt, um seine Militärentlassung zu bewirken und berufliche Chancen an der Universität zu sondieren, hatte unter dem Pseudonym »A.B.« (Antibavaricus) Berichte an die *Leipziger Neuesten Nachrichten* geschickt, von denen schließlich ein Drittel Eingang in die Zeitung fand. Und es gab über dieselbe Zeit von ihm nicht nur diese Texte, sondern auch noch ein Kapitel seiner Memoiren, das 1942 verfasst wurde, er aber aus Angst vor der Gestapo nicht mehr abschloss.

Doch waren Klemperers Beobachtungen der Revolutionsereignisse für seine Leser nicht ganz so unbekannt, wie der Verlag es nahelegt. Die Tagebücher von 1918 bis 1932 bieten bereits eine Zusammenfassung seiner Münchner Erlebnisse.² Auch hier schilderte er schon seine Eindrücke bei der Lesung des Schriftstellers Bruno Frank und skizzierte er bereits die Unterschiedlichkeit von Max Levien und Kurt Eisner. Im Anhang der Edition der Tagebücher findet sich zudem schon ein langes Exzerpt des Memoirenkapitels. Auch der Klemperer-Biograph Peter Jacobs kannte die Zeitungsberichte.³ Noch in den 1930er und 1940er Jahren bezog sich Klemperer im

Übrigen in seinem Tagebuch selbst oft auf das in München Erlebte.⁴ Und auch nach 1945 verstand er die Münchner Tage als Symbol für schwankende politische Verhältnisse, wenn er schreibt: »Mein erster Eindruck, noch ehe er den Mund aufgetan, war: Kunst, Dilettantismus, Landauer, München.«⁵

Es bleibt das Geheimnis des Verlags, warum all das unerwähnt bleibt, denn der Wert des Buchs wäre ja damit nicht gemindert worden. Hier liegen tatsächlich zwei Dokumente vor, die jedes Aufsehen verdienen: Klemperer war Augenzeuge der Münchner Umstürze in einer Zeit, in der er noch zwischen Journalismus und Universitätskarriere schwankte. Der Leser erlebt daher »die Geburtsstunde des Chronisten« (216). Klemperer ist bereits hier als »Kulturgeschichtsschreiber« *avant la lettre* kennenzulernen – die Rolle, die er später im »Dritten Reich« wiederfinden sollte, war so besehen eine Rückkehr zu seinem hier schon sichtbaren Talent als »großartiger Revolutionsreporter«.⁶ Die »außerordentliche Begabung für den Journalismus«⁷ hat Daniel Kehlmann in einem *ZEIT*-Gespräch im Juli 2015 ein Paradebeispiel für den »New Journalism« genannt, jener Wende zu einem literarisch geformten Reportage-Stil im Amerika der 1960er und 1970er Jahre, in der sich der Journalismus neu erfand, indem das »Ich« des Berichterstatters durch die Wirrnisse der Ereignisse navigiert und den Leser an der Entfaltung der eigenen Einsichten teilhaben lässt. Victor Klemperer tat, ein halbes Jahrhundert früher, genau das.

Seine Programmatik benennt er konzise im Zeitungsartikel vom 9. April 1919: »Große Neuigkeiten aus München hat mein Bericht nicht zu bieten, aber er kann doch einiges erzählen, was das heroisch Große ein klein bißchen menschlicher erscheinen läßt.« (109) Klemperers Kunst besteht darin, nahe an den Ereignissen zu sein, aber dem Leser gegenüber nicht das letzte Wort zu beanspruchen. Am besten ist Klemperer als Beobachter, wenn er die Spannung zwischen Alltagswelt und Weltumsturz ausmisst, wenn er die nachgelassene Bibliothek des ermordeten Kurt Eisners sichtet und trocken festhält: »Es handelte sich um die typische Büchersammlung eines Journalisten, der mehr Interessen als Geld besessen hatte.« (101)

Klemperer gab sich – im Gegensatz zu Zeitgenossen wie Kurt Tucholsky – nicht seiner Verzweiflung über die politischen Umstände hin. Bei ihm macht das Erstaunen über die generelle Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit, Persönlichkeit und Historie, Politik und Leben seinen Stil fast zeitlos, indem er die eigene Perspektive »auf jede Einzelheit« richtet und seine Notizen als »Beitrag zur

1 Etwa Andreas Kilb, »Die Kränkung machte ihn hellsichtig«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7.7.2015; March Reichwein, »Wie Victor Klemperer die Münchner Räterepublik sah«, in: *Die Welt*, 10.7.2015.

2 Vgl. Victor Klemperer, *Leben Sammeln, nicht fragen wozu und warum, Tagebücher 1918–1932*, 2 Bde., Berlin 1996, Bd. 1, S. 19.

3 Peter Jacobs, *Victor Klemperer. Im Kern ein deutsches Gewächs. Eine Biografie*, Berlin 2000, S. 89–102.

4 Vgl. Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*, 2 Bde., Berlin 1995, Bd. 2, S. 19.

5 Vgl. Victor Klemperer, *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959*, 2 Bde., Berlin 1999, Bd. I, S. 19.

6 Alexander Camann, »Reporter im Chaos«, in: *Die ZEIT*, 16.7.2015.

7 Wolf Scheller, »Von Schwärmern und Verbrechern«, in: *Jüdische Allgemeine*, 23.7.2015.

Geistes- und Kulturgeschichte der Zeit« (65) versteht. Vieles in diesen Münchner Tagen bekommt so einen »karnevalistischen Anstrich« (31), das Symbol für die Haltung der Münchner ist für ihn ein älteres Ehepaar, das tagelang aus dem Fenster schaut, »so unbewegt, als gehöre es zur Architektur des Hauses«. (124) Wer Klemperers Sinn für Gerüchte (15), Unterstellungen (173), »Clichés« (161) und neumodische Begriffe (148, 173) als Ausdruck einer Haltung des Wissenschaftlers versteht, der wird zukünftigen sozialwissenschaftlichen Analysen der Münchner Räterepublik ein Kapitel über den Privatdozenten Klemperer hinzufügen müssen.

Ein Fehler hat sich in den Band eingeschlichen, der keine Petitesse ist: Wolfram Wette zählt in seinem Begleitessay Max Levien zusammen mit Gustav Landauer, Eugen Leviné und Ernst Toller zur Gruppe »führender Persönlichkeiten der Münchner Rätebewegung«, die jüdischer Herkunft seien. (213) Das trifft nicht zu. Levien, 1919 Mitbegründer der Münchner KPD, wurde 1885 in Moskau als Sohn eines nichtjüdischen deutschen Kaufmanns geboren, ging dort auf das deutsche Gymnasium, legte sein Abitur in Meißen ab und studierte in Halle und Zürich. Er begeisterte sich 1905 für die erste russische Revolution und radikalisierte später seine politischen Überzeugungen. In den 1920er Jahren war er Redakteur in Moskau, 1937 wurde er im Zuge der »Säuberungen« Stalins erschossen. Klemperer beschrieb Levien 1919 wie folgt: Er »ist kein russischer Jude, er hat Germanenblut in den Adern, er schüttelt mit mächtiger Gebärde blonde Locken, er blitzt aus blauen Augen.« (12) Es ist dies das Thema im Thema, das sich durch beide Quellengattungen des Bandes wie eine dunkle Spur der Vorahnung zieht: die von Klemperer oft vernommene Beschuldigung, für Revolution und militärischen Verrat, Schleichhandel und Ausbeutung, für Kapitalismus und Bolschewismus seien allein Juden verantwortlich (u.a. 105, 115 f.). Er notiert dies »in schweigender Verblüfftheit« (97) und hört es nicht nur bei militanten Freikorpskämpfern, sondern auch bei Spartakisten und gutbürgerlichen Damen. Auch von dieser dramatischen Seite her erweist sich also die Edition von Klemperers frühen Revolutionsbeobachtungen als ein Dokument der Weitsichtigkeit.

Nicolas Berg
Leipzig

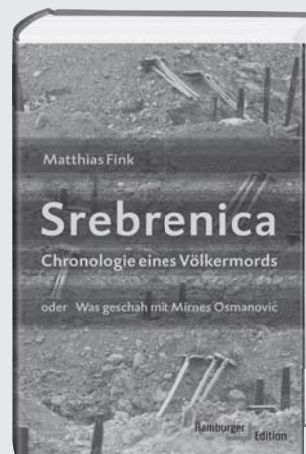
Kriegsverbrecherprozesse – von Nürnberg nach Den Haag



Broschur, 928 Seiten, 2 Karten, € 30,-
ISBN 978-3-86854-278-3
Auch als E-Book erhältlich



Gebunden, 464 Seiten, 9 Abb., € 35,-
ISBN 978-3-936096-83-5



Gebunden, 992 Seiten, 20 Abb., 12 farbige
Karten | € 45,- | ISBN 978-3-86854-291-2
Auch als E-Book erhältlich
www.hamburger-edition.de/srebrenica

Mehr Informationen zu
unseren Titeln unter:
www.hamburger-edition.de

Hamburger  Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mussolini neu bewertet



Hans Woller

Mussolini. Der erste Faschist.

Eine Biografie

München: Beck, 2016, 397 S., € 26,95

Der renommierte Münchener Zeithistoriker Hans Woller hat eine prägnante und eloquent erzählte Biographie von Benito Mussolini vorgelegt, die sachkundig in den aktuellen Forschungsstand eingebettet ist. Anhand von elf gleichsam chronologisch wie thematisch geordneten Kapiteln präsentiert er Mussolinis Vita als eine Geschichte von persönlichen Krisen und zahlreichen Wendepunkten mit offenem Ausgang. Zugleich bietet er eine »kurze Geschichte« des faschistischen Regimes, mit seinen politischen Strömungen und zentralen Ereignissen.

Dabei macht Woller – seinem Anspruch folgend – die Person Mussolini frei von Selbststilisierungen und langlebigen Mythen. Diese betreffen einerseits das Verhältnis zum Verbündeten Hitler, andererseits aber auch die dunklen Seiten des Regimes wie die Verfolgung der Juden in Italien und die zahlreichen Kriegsverbrechen, die der Autor klar benennt: Dazu zählen 100.000 Todesopfer in Libyen und über 330.000 getötete Abessinier in den 1930er Jahren, 100.000 Opfer in Griechenland und 250.000 Tote im ehemaligen Jugoslawien während der italienischen Besatzungsherrschaft im Zweiten Weltkrieg.

In den ersten Kapiteln beschreibt Woller Mussolinis Wandlung vom revolutionären Sozialisten, dem Nationalismus, Rasseideen und Antisemitismus nicht fremd waren, zum Kriegsbefürworter, der sich als neuen politischen Partner die gewaltbereiten »Fasci d’Azione Rivoluzionaria« (faschistische Kampfbünde) suchte, aus denen 1921 nunmehr unter seiner Führung die faschistische Partei (PNF) hervorging. Er zeigt auf, wie Mussolini im Oktober 1922 auf Grund der Schwäche der liberal-konservativen Regierung allein durch die Androhung eines Marschs auf Rom an das Amt des Ministerpräsidenten gelangte und nach einer kurzen Zeit der Kompromisspolitik eine faschistische Diktatur, einschließlich Duce-Kult und eigenen omnipräsenten Herrschaftsinstitutionen, aufbaute.

Im Zentrum der Biographie steht ein zentrales Ziel Mussolinis: die Suche nach einem Lebensraum im Süden und die damit einhergehende Expansion als eine Frage von »Leben oder Tod für die italienische Rasse« (Mussolini, 1923). Eine neue und wichtige Zäsur zieht Woller Mitte der 1930er Jahre, nachdem sich Mussolini im

Oktober 1935 endgültig von den Westmächten, die seine Weltmacht-Ambitionen gebremst hatten, abgewandt hatte und in Abessinien einmarschiert war. Denn hier kam es zur »svolta totalitaria« (totalitäre Wende), mit dem Ziel, Italien in einen homogenen Volksstaat – mit einer neuen Moral und einer klaren Vorstellung von der Überlegenheit der eigenen Rasse – zu verwandeln. In diesem Kontext entstand 1937 nicht nur eine rassistische Kolonialgesetzgebung, sondern es kam ein Jahr später auch zur Einführung antisemitischer Gesetze. Hier hebt Woller hervor, dass Mussolini Juden bereits seit den 1920er Jahren als eine »minderwertige Rasse«, als ein wesensfremdes Gastvolk und Hauptdrahtzieher des Antifaschismus angesehen habe und der Antisemitismus somit ein Eckpfeiler von Mussolinis Ideologie war – sogar schon zu einer Zeit, als Juden noch Mitglieder von faschistischen Organisationen waren. Woller betont darüber hinaus, dass nicht wenige Juden ihre Posten schon in den Jahren vor den Rassegesetzen von 1938 verloren hätten und die Judenpolitik des Faschismus bereits 1935 mit der »svolta totalitaria« an Radikalität zugenommen habe – wobei er meines Erachtens das Ausmaß der Folgen dieser Politik etwas überbewertet. Der Autor konstatiert allerdings zu Recht, dass die antisemitischen Maßnahmen keineswegs auf eine deutsche Einflussnahme zurückzuführen sind. Ziel der auf völkisch-biologistischen Prinzipien beruhenden Gesetzgebung sei bis 1943 die Vertreibung – nicht wie im »Dritten Reich« die Vernichtung – der Juden gewesen.

Die Abwendung von den Westmächten und das Verhältnis zum Verbündeten Hitler stehen im Fokus der folgenden Kapitel, die den hochgespannten imperialistischen Zielen Mussolinis und seinen Waffengängen in Albanien, Frankreich, Griechenland, Afrika und der Sowjetunion gewidmet sind. Woller beschreibt das Scheitern der Strategie einer »parallelen Kriegsführung« und die bis zum Sturz Mussolinis im Juli 1943 durchgeführten Versuche, die zahlreichen Niederlagen durch deutsche Militärhilfe und eine weitere Radikalisierung im Inneren zu kompensieren. Das vorletzte Kapitel ist Mussolinis Zeit als Regierungschef der Republik von Salò, während der er durch eine indirekte Herrschaft der Deutschen sowohl gestützt als auch begrenzt wurde, bis zu seiner Hinrichtung durch kommunistische Widerstandskämpfer im April 1945 gewidmet. Woller hebt auch hier das beträchtliche Maß an aktiver Kooperationsbereitschaft italienischer Stellen und Einzelpersonen beim »Vernichtungswerk« gegen die Juden hervor. Abschließend wirft der Autor einen Blick auf die noch heute durch Mythen verzerrte Erinnerung an den »Duce« und den Faschismus.

Insgesamt ist Hans Woller eine grundlegende, lesenswerte und spannend geschriebene Biographie Mussolinis, des »ersten Faschisten«, gelungen.

Sara Berger

Rom

Schlüsseldokumente zum ukrainisch-jüdischen Verhältnis



David Engel (Hrsg.)

The Assassination of Symon Petliura and the Trial of Scholem Schwarzbard 1926–1927. A Selection of Documents
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016, 482 S., € 130,–

Am 25. Mai 1926 erschoss der jüdische Uhrmacher Scholem Schwarzbard (1886–1938) den prominenten ukrainischen Exilanten Symon Vasylyovych Petliura (1879–1926) auf offener Straße in Paris. Schwarzbard bekannte sich sofort zur Ermordung des ehemaligen Staatschefs der ukrainischen nationalen Republik 1919/1920. Schwarzbard wurde im Oktober 1927 für nicht schuldig erklärt und freigesprochen.

In diesen Geschehnissen spiegeln sich zentrale Fragen der europäischen Geschichte der 1920er Jahre wider. Diese außergewöhnlich sorgfältige Edition, verantwortet von dem an der New York University lehrenden Historiker David Engel, verdient große Anerkennung. In dem Band finden sich 76 Dokumente in acht Sprachen. Englische, französische und deutsche Dokumente sind transkribiert; hebräische, polnische, russische, ukrainische und jiddische Dokumente sind im Original wiedergegeben und zusätzlich ins Englische übersetzt worden.

Engel präsentiert in seiner hochinteressanten Einleitung den engeren und weiteren historischen Kontext. Symon Petliura war seit Mai 1917 Mitglied der Zentralrada, die am 25. Januar 1918 einen unabhängigen ukrainischen Staat ausrief. Im Dezember 1918 kontrollierte das sogenannte Direktorium als provisorische Regierung einen Großteil der Ukraine, und Petliura fungierte als Kommandant der Direktoriumsarmee. Seit Februar 1919 übernahm er zusätzlich den Vorsitz des Direktoriums und war damit de facto Staatschef. Nach dem Sieg der Bolschewiki 1920 ging er ins Exil und lebte seit 1924 in Paris. Während Petliuras Amtszeit fanden in der Region die schlimmsten antijüdischen Pogrome statt, die es bis dahin gegeben hatte. Auch Schwarzbards Familie wurde ermordet. Der linke jiddische Aktivist stammte aus dem Südwesten der Ukraine und lebte seit 1910 in Paris.

David Engel erläutert in sehr erhellender Weise die politischen Verhältnisse in Frankreich in den 1920er Jahren und erklärt das französische Justizsystem, welches es ermöglichte, trotz eines eindeutigen Mordes freigesprochen zu werden. 1926/1927 kursierte beständig die Vermutung, dass Schwarzbard ein sowjetischer Agent sei. Dies konnte aber nicht belegt werden und ist auch extrem unwahrscheinlich.

Die größten Auswirkungen der Ermordung Petliuras durch Schwarzbard lagen im Verhältnis zwischen Ukrainern und Juden, den beiden größten staatenlosen Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. Petliura war bis dahin im nationalen ukrainischen Lager sehr umstritten, vor allem wegen seiner konzilianten Haltung gegenüber und der Allianz mit Polen. Nun wurde er zum nationalen Märtyrer. Die Ermordung Petliuras wurde als Angriff auf die gesamte ukrainische nationale Bewegung interpretiert. Die meisten der sonst fragmentierten nationalen Kräfte riefen nach Einigkeit. Schwarzbard insistierte zwar, dass seine Tat nicht gegen die nationalen Freiheitsbestrebungen der ukrainischen Nation gerichtet gewesen sei, sondern gegen das Individuum Petliura – ausschließlich als Rache für die Ermordung seiner Familie und anderer Juden. Aber in diesen Monaten wurde die diskursive Konstellation für das Verhältnis zwischen Ukrainern und Juden in nachhaltiger Weise geprägt.

Ukrainische Nationalisten sahen sich nun noch stärker als Opfer machtvoller Unterdrücker, nicht mehr nur etwa der Sowjets und der Polen, sondern auch der Juden. Und Schwarzbard sowie die ihn unterstützenden Gruppen stellten Petliura als Täter dar, der sich nicht um den ukrainischen Staatsaufbau bemüht habe, sondern Massenmorde angeleitet und geduldet habe. Was sich seit den Pogromen 1919 schon abgezeichnet hatte, wurde nun eng miteinander verknüpft: Die Frage der Legitimität der ukrainischen Nationalbewegung verband sich substantiell mit der Frage nach der Rolle von Ukrainern bei der massenhaften Ermordung von Juden.

Es hatte schon länger Versuche von Seiten ukrainischer Eliten gegeben, möglichst viele jüdische Fürsprecher für den ukrainischen Staatsaufbau zu gewinnen, auch aus der Sorge heraus, dass ein verstärkter Antisemitismus das ukrainisch-jüdische Verhältnis komplizieren und eine Kooperation verunmöglichen könnte. Engel zeigt, warum sich diese Kräfte nicht durchsetzen konnten und es zu einer nachhaltigen Verhärtung der Fronten kam. Er stellt sowohl die diversen ukrainischen als auch die jüdischen Perspektiven sehr differenziert dar, was, in diesem Zusammenhang leider eher ungewöhnlich, eine herausragende Leistung ist. Auf diese Art und Weise erklärt Engel, wie eine oft versuchte pragmatische Allianz zwischen Ukrainern und Juden durch eine romantische Erinnerungspolitik und nationalistischen Stolz abgelöst wurde. Nun erst war der Weg geebnet zur 1929 erfolgten Gründung der rechtsextremen, gewalttätigen und antisemitischen Organisation Ukrainischer Nationalisten, die ab 1941 in der deutsch besetzten Ukraine an den Morden gegen die ukrainischen und polnischen Juden so massiv beteiligt war.

Christoph Dieckmann
Fritz Bauer Institut

Umstrittene Edition



Christian Hartmann, Othmar Plöckinger, Roman Töppel, Thomas Vordermayer (Hrsg.)

Hitler, Mein Kampf.

Eine kritische Edition, 2 Bde.

Hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, München – Berlin
München, Berlin: Eigenverlag des Instituts für Zeitgeschichte, 2016, 1.966 S., € 59,–



Othmar Plöckinger (Hrsg.)

Quellen und Dokumente zur Geschichte von »Mein Kampf« 1924–1945

Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2015, 695 S., € 99,–

Nach dem gescheiterten Putschversuch im November 1923 und seiner Verurteilung zu fünf Jahren Festungshaft begann Adolf Hitler 1924 im Gefängnis in Landsberg mit der Niederschrift seiner wichtigsten politischen Schrift: *Mein Kampf*. Am 18. Juli 1925 erschien der erste Band (»Eine Abrechnung«, 433 Seiten). Hierin präsentierte Hitler seine durch Auslassungen und Falschangaben frisierte und mit der Vor- und Frühgeschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) verwobene Autobiographie. Am 10. Dezember 1926 folgte der zweite Band (»Die nationalsozialistische Bewegung«, 354 Seiten), der Hitlers Weltanschauung mit der Entwicklung der NSDAP verknüpfte. Im Mai 1930 brachte der im Parteibesitz befindliche Eher-Verlag die bekannte einbändige »Volksausgabe« auf den Markt, von der er bis Ende 1932 154.000 Exemplare absetzen konnte. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 stiegen die Verkaufszahlen stark an und das Buch wurde zu dem Bestseller des »Dritten Reiches«: In vermutlich 1.122 Auflagen betrug die Druckauflage rund 12,45 Millionen Exemplare. Hinzu kamen bis 1945 Übersetzungen in wenigstens 17 Sprachen. Nach dem Ende des NS-Regimes 1945 übertrugen die Siegermächte die Rechte an dem Buch auf den Freistaat Bayern. Dieser unterband mit Verweis auf das Urheberrecht jede Neuauflage. Der Privatbesitz, der antiquarische Verkauf wie auch der Verleih des Buches durch (wissenschaftliche) Bibliotheken blieben hingegen erlaubt. Die Lizenzrechte amerikanischer und englischer Verlage an dem Werk sind zudem nicht erloschen, sie konnten das Buch weiter drucken.

Das Urheberrecht lief 70 Jahre nach Hitlers Tod zum Jahresende 2015 aus. Damit war klar, ab dem 1. Januar 2016 würde das Werk »gemeinfrei« werden und grundsätzlich jedermann hätte eine Neuauflage des Buches produzieren können. Je näher dieser Stichtag rückte, desto intensiver wurde über eine vollständige wissenschaftliche Edition von *Mein Kampf* diskutiert.¹ 2012 sagte die Bayerische Staatsregierung dem durch zahlreiche Quelleneditionen – darunter Hitlers »Reden, Schriften und Anordnungen« und »Die Tagebücher von Joseph Goebbels« – ausgewiesenen Institut für Zeitgeschichte (IfZ) in München 500.000 Euro für diese Aufgabe zu. Unter der Leitung von Christian Hartmann nahm daraufhin ein Team von Historikern die Arbeit auf. Ende 2013 zog der Freistaat aber seine Finanzierungszusage zurück,² das IfZ setzte die Arbeit jedoch fort. Zahlreiche Wissenschaftler befürworteten die Edition. 2014 beschlossen die Justizminister der Bundesländer, dass auch nach 2015 eine unkommentierte Veröffentlichung verhindert werden soll.³

Kurz vor Abschluss des Projekts bekräftigte der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, am 7. Dezember 2015, dass »Hitlers jüdenverachtende Propagandaschrift »Mein Kampf« verboten bleiben« und jeder Verstoß hiergegen strafrechtlich verfolgt werden müsse. Es sei aber nichts gegen »eine wissenschaftlich-kommentierte Ausgabe für Forschung und Lehre« einzuwenden.⁴ Gleichzeitig erfuhr das Vorhaben aber auch Skepsis – der langjährige Leiter des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung, Wolfgang Benz, äußerte beispielsweise bereits 2012, dass es keine wissenschaftliche Neuauflage brauche, »um die Gedankenwelt Hitlers zu entlarven«⁵ – und vehemente Ablehnung, vor allem von Holocaustüberlebenden. Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, warnte etwa

- 1 Bis dahin lagen nur kommentierte Auszüge und Analysen des Buches vor, siehe v.a.: Werner Maser, *Adolf Hitlers Mein Kampf: Entstehung, Aufbau, Stil, Änderungen, Quellen, Quellenwert, kommentierte Auszüge*, München 1966; Christian Zentner, *Adolf Hitlers Mein Kampf. Eine kommentierte Auswahl*, München 1974; Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung. Entwürfe einer Herrschaft*, Stuttgart 1983; Barbara Zehnpeffnig, *Hitlers Mein Kampf. Eine Interpretation*, München 2000. Alle genannten Bücher erlebten mehrere Auflagen und Aktualisierungen. 2006 veröffentlichte Othmar Plöckinger seine Studie über die Entstehungs-, Publikations- und Rezeptionsgeschichte von *Mein Kampf: Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers »Mein Kampf« 1922–1945*, München 2006. Zuletzt: Antoine Vitkine, *Hitlers »Mein Kampf«. Geschichte eines Buches*, Hamburg 2015; Sven Felix Kellerhoff, *»Mein Kampf« – Die Karriere eines deutschen Buches*, Stuttgart 2015
- 2 Vgl. die Pressemitteilung des Staatsministers für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Ludwig Spaenle, vom 11.12.2013: www.ifz-muenchen.de/fileadmin/user_upload/Presse/Das%20IfZ%20in%20den%20Medien/155%20-%20PM%20Spaenle%20zu%20Mein%20Kampf.pdf
- 3 www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/adolf-hitlers-mein-kampf-verbot-bleibt-nach-justizminister-treffen-a-977582.html
- 4 www.zentralratjuden.de/de/article/5469.statement-zur-neu-edition-von-mein-kampf.html
- 5 Wolfgang Benz, »Eine erschöpfende Lektüre«, in: *Der Tagesspiegel*, 6.11.2012.

vor der unvorhersehbaren Wirkung des Textes.⁶ Aufhorchen ließ auch Jeremy Adlers Kritik, dass die Edition diesem »Machwerk eine Dignität« gebe, wie sie sonst etwa Homer zugestanden werde. Der Abdruck, so der Londoner Germanist und Sohn des ehemaligen Theresienstadt-Häftlings und -Chronisten H.G. Adler weiter, könne nur zum Ergebnis haben, die Aussagen des Verfassers zu verbreiten.⁷

Diese Kontroverse steigerte die öffentliche Aufmerksamkeit für das Projekt weiter: Als die kritische *Mein Kampf*-Edition am 8. Januar 2016 in zwei Bänden mit einem Umfang von fast 2.000 Seiten veröffentlicht wurde, lagen für die Erstauflage von 4.000 Exemplaren 15.000 Vorbestellungen vor. Über Wochen stand das Buch in der Sachbuchbestsellerliste des *Spiegel*. Derzeit befindet sich die fünfte Auflage im Verkauf. Das Medienecho auf das Buch dokumentiert das IfZ auf seiner Website.⁸

Der Direktor des IfZ, Andreas Wirsching, nennt in seinem Vorwort die Entmystifizierung von *Mein Kampf* als Ziel der Edition, die sich an ein möglichst breites Publikum wenden sollte. In der 80-seitigen Einleitung rekonstruieren die Herausgeber dementsprechend die Entstehungsgeschichte des Buches, analysieren Hitlers »Entwurf einer Lebensgeschichte« wie auch seine Darstellung der Geschichte der NSDAP und befassen sich mit der »Ansammlung von Ankündigungen und Zukunftsentwürfen« (S. 54). In seinem »egozentrische[n] Buch« habe Hitler 1925 das Kunststück fertiggebracht, sich, »einen gescheiterten Demagogen, der schließlich im Gefängnis gelandet war – zur großen historischen Persönlichkeit zu stilisieren« (S. 28). Sein Leben verknüpfte Hitler dabei konsequent mit der Geschichte der Deutschen Arbeiterpartei bzw. der NSDAP. Gleichwohl war die Parteigeschichte für ihn nur Stichwortgeber für seine weltanschaulichen Ausschweifungen. Immer wieder schwadronierte er über Grundsatzfragen, etwa der Außenpolitik, und damit über Positionen, die er in den folgenden Jahren in der Partei erst noch durchsetzen musste (S. 35 f.).

Mein Kampf ist durchzogen von Judenhass. Die »Brutalität, Radikalität und ideologisch begründete Unerbittlichkeit«, so die Herausgeber deutlich, dürfe auch keinesfalls mit Verweis auf das, was Mitte der 1920er Jahre »in völkischen und antisemitischen Kreisen sonst noch so üblich war«, relativiert werden. Gleichwohl wäre es zu einfach, »von Hitlers Hasspredigt einen direkten Weg nach Auschwitz zu konstruieren« – »noch problematischer aber wäre es, eine solche Verbindung einfach zu ignorieren.« (S. 53) Diese Feststellung entspricht dem Forschungsstand, dass *Mein Kampf* keine

»Blaupause« für Hitlers spätere Herrschaft war, diese sich darin aber schon abzeichnete.⁹

Die Herausgeber weisen auch darauf hin, dass Hitlers Stellung in Deutschland zum Zeitpunkt der Niederschrift des ersten Bandes sehr unsicher gewesen sei: Er war am 20. Dezember 1924 nur auf Bewährung aus der Haft entlassen worden und für ihn bestand die Gefahr einer Ausweisung nach Österreich. Deswegen sollte das Buch (u.a. hinsichtlich der Darstellung der politischen Morde rechtsradikaler Täter) »nicht unnötig provozieren« (S. 16, 60).

Es existiert kein vollständiges Originalmanuskript von *Mein Kampf* mehr. Die Erstauflage von 1925/26 dient als Grundlage der Quellenedition. Die Anmerkungen der Herausgeber bestehen aus zwei Teilen: den inhaltlichen Kommentierungen und dem textkritischen Apparat, der auf Änderungen in ausgewählten Auflagen aus den Jahren 1930, 1933, 1937, 1939 und 1944 hinweist. Mehrere tausend Eingriffe erfuhr der Text bis zur ersten Auflage der »Volksausgabe« im Jahr 1930; bis 1939 kamen deutlich weniger Korrekturen hinsichtlich Stil und Schreibweisen hinzu. Dies ist aber, worauf die Herausgeber hinweisen, ebenso bereits seit 1956 bekannt wie die Tatsache, dass es nur wenige inhaltliche Änderungen gab.¹⁰

Rund 3.700 Kommentare klären sachliche Fehler auf, korrigieren autobiographische Falschangaben, machen den zeithistorischen Rahmen deutlich, verweisen auf die Stichwortgeber Hitlers und zeigen, wie die Politik des NS-Regimes von 1933 bis 1945 den Ausführungen in *Mein Kampf* entsprach – oder sich davon unterschied. Um nur ein Beispiel für die Richtigstellung von Hitlers Lügen und Falschangaben anzuführen: In *Mein Kampf* behauptete er, in Deutschland interessiere man sich nicht für die »Schuld am [Welt-] Krieg«. Tatsächlich aber war die Frage ein wichtiges, phasenweise zentrales innenpolitisches Thema in der Weimarer Republik, wie die Herausgeber in ihrem Kommentar ausführlich darlegen (S. 63, 1.174–1.175). Der Anhang versammelt schließlich Biogramme, Personen-, Orts- und Sachregister sowie eine über 100-seitige Gesamtbibliographie.

Unter dem Strich steht eine Quellenedition, die durch die umsichtige Einleitung und die akribische Kommentierung des Textes besticht (dies freilich zu dem Preis, auch die absurdesten Behauptungen Hitlers zu behandeln) und damit zur Entmythologisierung von *Mein Kampf* beiträgt. Auch deshalb dürfte die Edition, entgegen vieler Befürchtungen und den Verkaufszahlen zum Trotz, wohl keine Resonanz unter Rechtsradikalen und Antisemiten finden. Diese werden vermutlich wenig Interesse an der vorliegenden

6 Siehe hierzu die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9.1.2016.

7 Jeremy Adler, »Das absolut Böse. »Mein Kampf« – gegenüber dieser Spottgeburt von Wahn und Mord hört jedes Kommentieren auf«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 7.1.2016, S. 9.

8 www.ifz-muenchen.de/aktuelles/themen/edition-mein-kampf/dokumentation-mein-kampf-in-der-oeffentlichen-diskussion

9 So etwa der Hitler-Biograph Ian Kershaw bei der Präsentation der Edition in München: Joachim Käppner, »»Mein Kampf« ist keine Blaupause für Hitlers Herrschaft«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 10.1.2016.

10 Vgl. Hermann Hammer, »Die deutschen Ausgaben von »Mein Kampf«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 4 (1956), S. 161–178, v.a. S. 164–165.

wissenschaftlichen Ausgabe haben und sich *Mein Kampf*, wie bisher, auf anderen Wegen zugänglich machen.

Begleitend zur Edition von Hitlers Schrift legte Othmar Plöckinger einen Band mit 171 Dokumenten zu *Mein Kampf* vor. Der erste Abschnitt versammelt Quellen zur Entstehungsgeschichte des Buches. Besonders bemerkenswert sind die nur fragmentarisch überlieferten Manuskriptblätter und Skizzen einzelner Kapitel sowie die Vorveröffentlichungen aus dem Buch. Am 7. April 1925 etwa druckte der *Deutsche Volkswart*, die Zeitung des völkisch-antisemitischen »Deutschbundes«, Auszüge aus dem Kapitel »Der Weltkrieg« (S. 99–104). Das im darauffolgenden Abschnitt wiedergegebene »Honorarbuch des Eher-Verlags 1925–1933« ist die zentrale Quelle zum frühen Absatz von *Mein Kampf* und damit auch zu den Einkünften des »Schriftstellers« Hitler.

Plöckinger konnte 53 Rezensionen zu *Mein Kampf* aus dem Zeitraum 1925 bis 1932 ausfindig machen. Die größte Resonanz fand das Buch naturgemäß in völkischen und antisemitischen Blättern, aber auch in der sozialdemokratischen, kommunistischen, jüdischen und bürgerlich-liberalen Großstadtpresse fand es Beachtung. Die *Frankfurter Zeitung* etwa sah, in kapitaler Fehleinschätzung, am 11. November 1925 Hitler – »vollends nach diesem Selbstbekenntnis – erledigt« (S. 250). Der folgende Teil bietet »Analysen und Interpretationen« des Buches aus den Jahren 1925 bis 1932. Diese stammen sowohl von Nationalsozialisten wie auch von ihren Gegnern. Theodor Heuss beispielsweise äußerte sich zweimal über *Mein Kampf*: *N.S.D.A.P.*, 1930 (S. 343–350) und *Hitlers Weg*, 1932 (S. 496–499). Der letzte Abschnitt präsentiert Dokumente und Publikationen aus den Jahren 1933–1945, so etwa die Anweisungen aus der Kanzlei von Alfred Rosenberg zur Berichterstattung über das zehnjährige Jubiläum des Buches 1935 (S. 581 f.).

Plöckinger hat zahlreiche nur schwer zugängliche abgelegene Dokumente zusammengetragen, die eine wichtige Ergänzung zur Quellenedition selbst sind. Hervorzuheben sind die Rezensionen und die Analysen, die belegen, dass *Mein Kampf* keineswegs von den Zeitgenossen unbemerkt geblieben ist. Der Herausgeber hat in vorbildlicher Weise alle Dokumente kurz erläutert und die jeweiligen Akteure eingeführt. Im Gegensatz zur *Mein-Kampf*-Edition richtet sich das Werk aber an ein wissenschaftliches Publikum.

Sowohl die Edition als auch der begleitende Dokumentenband werden – ähnlich wie die früheren IfZ-Editionen von Hitler- und Goebbels-Texten – zukünftig aus Forschung und Lehre nicht wegzudenken sein. Der Anspruch, mit der Quellenedition zugleich in die breite Öffentlichkeit aufklärend hineinzuwirken, dürfte sich aber, auch angesichts einiger Zehntausend verkaufter Exemplare, vor allem über Multiplikatoren in Schulen, Universitäten, politischer Bildung und Medien erfüllen lassen.

Jörg Osterloh
Fritz Bauer Institut

Spätes Erscheinen in Deutschland



Aurel Kolnai

Der Krieg gegen den Westen

Herausgegeben und eingeleitet von

Wolfgang Bialas.

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,

2015, 763 S., € 100,–

Das Buch *Der Krieg gegen den Westen* von Aurel Kolnai ist, wie Axel Honneth wohl zu

Recht geschrieben hat, »nicht nur die früheste, sondern auch die bis heute umfassendste und geschlossenste Darstellung der Ideen des Nationalsozialismus«.¹ Kolnai, ein Sohn ungarischer Juden, der in den zwanziger Jahren zum Katholizismus konvertierte, verfasste das Buch in den 1930er Jahren in Wien; es erschien, ein Jahr nach der Flucht des Autors aus Österreich nach England, 1938 in London. Der Autor wollte mit seiner Studie die demokratischen Länder von der Notwendigkeit eines frühen militärischen Vorgehens gegen das NS-Regime, einer Abkehr von der Politik des Appeasement überzeugen. Gegenüber allen anderen frühen Untersuchungen zur Ideologie des Nationalsozialismus zeichnet es sich sowohl durch seine besondere normative Fragestellung wie durch seinen umfassenden Textbezug aus. Kolnai nimmt nahezu die gesamte geisteswissenschaftliche Literatur der völkischen und nationalsozialistischen Rechten im deutschsprachigen Raum der 1920er und frühen 1930er Jahre in den Blick. Er versteht und analysiert diese Texte so, dass sie der Propagierung und Tradierung einer Ethik dienen, die alle Bereiche des Lebens umfasst. Und er setzt sich philosophisch mit den Gehalten dieser Ethik auseinander, ohne seine Darstellung durch soziologische, historische oder anthropologische Erklärungen zu überformen: »Let them explain themselves« ist die Devise seiner Darstellung. Dabei bedeutet das jedoch keinesfalls, dass er sie *nur* beschreibt. Vielmehr diskutiert er sie aus philosophischer Perspektive, indem er die in ihnen erhobenen Ansprüche vor dem Hintergrund möglicher anderer Positionen erörtert. Auch wenn an manchen Stellen in diesen Positionen seine eigene Orientierung an christlich-katholischen Traditionen deutlich heraustritt, werden Eigengehalt und Breite der nationalsozialistischen-völkischen Strömungen nie allein auf diese Gegenstellung hin konstruiert; vielmehr bemüht sich Kolnai zu zeigen, dass sich diese Ideologie von allen bisher entwickelten Vorstellungen (auch etwa vom Bolschewismus) unterscheidet.

¹ Aurel Kolnai, *Ekel, Hochmut, Hass, Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Mit einem Nachwort von Axel Honneth, Frankfurt am Main 2007, S. 171.

Kern der nationalsozialistischen Ideologie ist, so macht Kolnai im ersten Kapitel deutlich, die Verbreitung und Propagierung einer besonderen Geisteshaltung. Er beschreibt sie einmal, indem er den Gegner beschreibt, gegen den sie sich richtet, nämlich den Westen. Gemeint ist eine Reihe von politisch-normativen Konzepten, die für westliche Demokratien im Laufe einer langen Entwicklung maßgeblich geworden sind: die Herrschaft des Rechts gegenüber der von Personen, die Herrschaft rationaler Ethik und säkularisierter Politik, die Betonung der Würde und Rechte der Einzelnen, die Sicherung der Existenz politischer Opposition. Zweitens stellt er dar, welche Vorstellungen die nationalsozialistischen Autoren diesen Konzeptionen des Westens entgegenhalten: Zentral ist hier das Bild einer das Universum erobernden und sich zu eigen machenden Partikularität; eines, wie Kolnai sagt, »Stammesimperialismus«, in dem das mythische Ganze einer besonderen Gemeinschaft über alles andere gestellt wird. In den folgenden sieben Kapiteln erörtert er dann, wie sich die nationalsozialistischen Anschauungen in verschiedenen Bereichen entfalten: die Vorstellungen von Gemeinschaft, vom Staat, von der Natur des Menschen, von Religion, Moral, Recht und Kultur, von Gesellschaft und Wirtschaft, von Nation und Rasse und den »deutschen Anspruch«, in den sie schließlich münden. In jedem Kapitel wird von Kolnai der Darstellung der verschiedenen und oft widersprüchlichen Ansichten einer Vielzahl völkischer Autoren eine kurze Passage vorangestellt, in der die für diesen Bereich wichtigen Begriffe zusammenfassend betrachtet und kritisch analysiert werden. Dabei wird in diesen Einleitungen deutlich, dass es sich um ein komplexes Netz praktischer Einstellungen und Überzeugungen handelt, die das Besondere der Ideologie ausmachen. So begeht Kolnai auch nicht den Fehler, den Nationalsozialismus auf eine bestimmte Position, etwa auf rassenbiologische Auffassungen, zu reduzieren. Ebenso ist er in der Lage, auch die verschiedenen christlichen Strömungen im Nationalsozialismus wahrzunehmen und zu beschreiben.

Das Buch ist einmal ein historisches Dokument ersten Ranges, weil es die Klarheit und Differenziertheit, die in der Auseinandersetzung mit der Ideologie in den 1930er Jahren durchaus möglich war, dokumentiert. Es ist aber auch ein Beitrag zu gegenwärtigen Versuchen, nationalsozialistische Ideologie, ihre Bedeutung für die millionenfachen Verbrechen und ihr Nachwirken in Europa und der Welt bis heute zu verstehen; nicht zuletzt deshalb, weil Kolnai als praktischer Philosoph vor allem bemüht ist, das zu verstehen, was man heute als Normativität des Nationalsozialismus bezeichnet, auch wenn man, betrachtet man das Buch aus heutiger Perspektive, sagen kann, dass es die Bedeutung des Antisemitismus für den Aufbau und die innere Logik der gesamten ideologischen Strömung nicht angemessen in den Blick nimmt.

Axel Honneth war es, der auf das Werk Kolnais aufmerksam machte. Als er die noch heute lesenswerten Analysen Kolnais über die negativen Gefühle Hass und Hochmut herausbrachte, wies er

auch auf das bis dahin nahezu unbekannt gebliebene Werk Kolnais über die nationalsozialistische Ideologie hin. Wolfgang Bialas hat nun das Buch ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und zugleich die vielen Zitate, die im englischen Original ohne Belege blieben, mit den entsprechenden Nachweisen versehen. In der Einleitung erfährt man einiges Neues und Wissenswertes über die Biographie Kolnais – leider fehlen hier die entsprechenden Nachweise im Anhang. Und auch wenn die Übersetzung zuweilen unverständlicher formuliert als das englische Original und die Lektüre des Buches so manchmal eher erschwert – es ist gut, dass es nun endlich in deutscher Sprache erschienen ist.

Werner Konitzer
Fritz Bauer Institut

Undercover – Vom stillen Wirken des Antisemitismus in der Linken



Gebunden | 488 Seiten | € 38,-
978-3-86854-303-2 | auch als E-Book

Sina Arnolds Buch ist eine ebenso analytische wie fesselnde Studie über Antisemitismuskurse in der US-amerikanischen Linken nach 9/11, die zugleich einen entscheidenden Beitrag zum Verständnis des globalen Antisemitismus im 21. Jahrhundert leistet.

Mehr Informationen und Leseprobe unter
www.hamburger-edition.de

Hamburger | **Edition**

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Von der Auswanderung zur Flucht



David Jünger

Jahre der Ungewissheit. Emigrationspläne deutscher Juden 1933–1938

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
2016, 440 S., € 70,-

Im Jahr der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 flohen etwa 60.000 Juden ins Ausland. Doch ungefähr ein Drittel von ihnen kehrte nach einigen Wochen oder Monaten zurück, weil sie davon ausgingen, die antijüdischen Schikanen in Deutschland seien leichter zu ertragen als die Schwierigkeiten des Exils. Von heute aus betrachtet, mag diese Einschätzung verwundern. Aus zeitgenössischer Perspektive jedoch gab es für Juden in den ersten Jahren der NS-Herrschaft viele gute Gründe, in Deutschland zu bleiben. Die Geschichte der jüdischen Emigration in den Jahren 1933 bis 1938 ist denn auch eine »Geschichte der Auswanderung und zugleich eine des Bleibens, Ausharrens und Abwartens« (S. 13), so David Jünger in seiner kürzlich erschienenen Studie. In der historischen Forschung wird das Geschehen der 1930er Jahre häufig von seinem Endpunkt, dem Holocaust, aus analysiert und alle vorangegangenen Ereignisse nur noch unter dem Gesichtspunkt der Katastrophe interpretiert, auf die sie vermeintlich hinausliefen, so kritisiert Jünger (S. 395). Sein Anliegen ist es hingegen, die zeitgenössische Perspektive zu rekonstruieren.

In den Jahren 1933 und 1934 stand für die jüdischen Organisationen – egal ob es sich um zionistische, liberale, deutschnationale oder orthodoxe handelte – die Auswanderung nicht im Zentrum ihrer Bemühungen. Vielmehr habe man versucht, trotz der zahlreichen diskriminierenden Bestimmungen mit dem NS-Regime über einen erträglichen Status für die in Deutschland verbleibenden Juden zu verhandeln. Auch die Zionisten, so betont Jünger, hätten keineswegs generell für eine Auswanderung der Juden plädiert, stand für sie zum damaligen Zeitpunkt doch nicht die Rettung der deutschen Juden, sondern der Aufbau eines jüdischen Staats in Palästina im Vordergrund, für den man vor allem junge Leute mit praktischer Ausbildung brauchte. Die Nichtzionisten hingegen hätten aus pragmatischen Gründen gegen die Palästinaemigration nichts einzuwenden gehabt. (S. 102) Selbst die im September 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze, die den minderen Rechtsstatus der Juden festschrieben, nährten bei vielen deutschen Juden noch die Hoffnung, dass damit die im Lande Bleibenden bei allen Einschränkungen immerhin eine verlässliche Perspektive hätten. Weitere Verschärfungen schienen

unvorstellbar. (S. 344) Das Jahr 1938 sei dann mit dem Anschluss Österreichs, der gescheiterten Flüchtlingskonferenz in Evian und schließlich dem Novemberpogrom für die deutschen Juden zum »Entscheidungsjahr« geworden, das den jüdischen Organisationen die letzten Verhandlungsspielräume entzogen und den Juden individuell keine andere Perspektive als die Flucht gelassen habe.

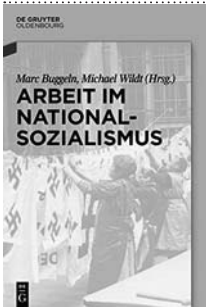
Jünger hat seine Untersuchung auf vier Ebenen angelegt. Neben den Debatten über die Auswanderung, die in jüdischen Periodika geführt wurden, analysiert er die Haltung jüdischer Organisationen und die Frage, welchen Stellenwert die Emigration in ihrer praktischen Arbeit einnahm. Die individuellen Auswanderungsentscheidungen werden auf der Basis von Erinnerungsberichten und Tagebüchern untersucht, darunter jene von Victor Klemperer und Willy Cohn.

Sowohl die Analyse der öffentlich geführten Debatten als auch diejenige der subjektiven Zeugnisse fördert zahlreiche interessante Details zutage; dennoch erlauben die von Jünger ausgewählten Quellen nur begrenzte Einblicke in die Auseinandersetzungen unter den deutschen Juden. Öffentliche Äußerungen in weitverbreiteten Zeitungen stehen neben den Pamphleten von Splittergruppen, ohne dass Jünger die unterschiedliche Reichweite deutlich machen würde. Ebenso repräsentieren die subjektiven Zeugnisse, die in die Untersuchung Eingang gefunden haben, nur ein bestimmtes Spektrum. Im Vordergrund stehen die Erwägungen älterer, nicht sonderlich wohlhabender Akademiker wie Cohn und Klemperer, deren berufliche Perspektive im Ausland schlechter, deren Patriotismus dagegen eher größer war als bei jüngeren Leuten, während etwa der Boom der zionistischen Jugendgruppen kaum Erwähnung findet. Besonders interessant, zumal bislang nur unzureichend erforscht, ist hingegen die vierte Untersuchungsebene: Jünger skizziert die verschiedenen, seit Mitte der 1930er Jahre diskutierten umfassenden Auswanderungspläne, wie sie in Deutschland vor allem mit dem Namen Max Warburg verbunden waren, aber auch in Großbritannien und den USA in den Kreisen jüdischer Hilfsorganisationen kursierten und als Kernstück einer »Lösung der Judenfrage« verstanden wurden. Gerade im Scheitern dieser Pläne wird deutlich, wie sehr das Schicksal ost-, mittel- und westeuropäischer Juden miteinander verwoben war – nicht nur in den »Endlösungs«-Plänen der deutschen Machthaber, sondern auch in den Rettungsbemühungen der internationalen Hilfsorganisationen. Leider handelt Jünger gerade diese besonders aufschlussreiche Untersuchungsebene in seiner ansonsten sehr detaillierten Studie am kürzesten ab.

Susanne Heim

Berlin

Leerstelle der NS-Forschung



Marc Buggeln, Michael Wildt (Hrsg.)
Arbeit im Nationalsozialismus
München: De Gruyter/Oldenbourg, 2014,
442 S., € 59,95

Marc Buggeln und Michael Wildt wenden sich mit dem von ihnen herausgegebenen

Sammelband *Arbeit im Nationalsozialismus* einer eklatanten Leerstelle der NS-Forschung zu. Mit über zwanzig Aufsätzen und einer großen Themenbreite gelingt es, nicht nur viele Fragen zum Thema zu stellen, sondern zahlreiche auch zu beantworten. Die Beiträge beleuchten dabei die beiden Seiten »deutscher Arbeit«: einerseits die inkludierende Seite, die sich im »Dritten Reich« auch in Inszenierungen und Bildern zeigte, sowie andererseits die »exkludierende, erniedrigende und brutale Kehrseite« (S. XXXVI), die das Konzept nationalsozialistischer Arbeit (mit) konstituierte.

In ihrer Einleitung führen die beiden Herausgeber in das Thema ein und setzen die Aufsätze inhaltlich in eine Beziehung zueinander. Die Beschreibung und Analyse der unterschiedlichen Aspekte von Arbeit geht hier nicht zuletzt der Frage nach, was das spezifisch Nationalsozialistische daran war; eine zentrale Frage, die im Sammelband an unterschiedlichen Punkten aufgegriffen wird.

Der erste Teil des Buchs wendet sich den »Ideologien und Praxen der Arbeit« zu, formuliert Forschungsdesiderate und unternimmt Versuche einer Bestimmung des nationalsozialistischen Arbeitsbegriffs. In seinem Beitrag über den »Begriff der Arbeit bei Hitler« konstatiert Wildt, dass Hitlers Weltanschauung mittlerweile vielfach untersucht worden ist, »der Begriff der Arbeit [dabei aber] keine bedeutsame Rolle« spielte (S. 3). Karsten Linne formuliert in seinem Aufsatz »Von der Arbeitsvermittlung zum Arbeitseinsatz« den »Dreiklang«: »Arbeit – Dienst – Zwang« (S. 53). Zwischen diesen drei Polen, die keineswegs sauber getrennt werden können, sondern sich vielmehr im Nationalsozialismus gegenseitig enthielten und bedingten, bewegen sich auch die weiteren Aufsätze des Bandes. Der Beitrag von Nicole Kramer, der sich als einziger systematisch mit dem Verhältnis von Arbeit und Frauen im Nationalsozialismus befasst, hat eine prominente Stellung im Buch erhalten. Die Untersuchung von »Haushalt, Betrieb und Ehrenamt« unter dem Blickwinkel der »Frauenarbeit« verweist auf die ambivalente Bestimmung von Arbeit im Nationalsozialismus, deren Zweck nicht mehr Gelderwerb, sondern der Nutzen für die Volksgemeinschaft sein sollte. Auf dieses Element des nationalsozialistischen Arbeitsbegriffs, die

Überwindung der Einengung auf Erwerbsarbeit, verweist auch Jürgen Kocka in seinem Aufsatz und setzt es ins Verhältnis zu neueren Debatten. Er weist vor dem Hintergrund der »illiberalen Momente« (S. 30) und mörderischen Konsequenzen der nationalsozialistischen Öffnung des Begriffs auf die »Ambivalenzen« hin und mahnt »zur Vorsicht« (S. 31). Besonders beachtenswert ist Rüdiger Hachtmanns Vorschlag, die nationalsozialistischen Arbeits- und Produktionsverhältnisse mit dem Begriff des »Kriegsfordismus« (S. 105) zu beschreiben, weil mit diesem Kontinuitätslinien und Brüche neu gelesen werden können.

Im zweiten Teil des Bandes werden »Bilder und Inszenierungen der Arbeit« in den Blick gerückt und damit die inkludierende Seite anvisiert. Harriet Scharnbergs Beitrag zeigt, dass sich die Bemühungen, Arbeit ins Zentrum nationalsozialistischen Lebens zu stellen, auch in der Fotografie finden. Gerade die Untersuchung von Fotografien lenkt den Blick auf die sinnstiftenden Teile des nationalsozialistischen Arbeitsalltags und fragt danach, wie Arbeit inszeniert, gelebt und rezipiert wurde. Der Beitrag von Katharina Schembs, der sich mit »Korporativismus, Arbeit und Propaganda im faschistischen Italien« beschäftigt, fordert dazu auf, die Spezifik der »nationalsozialistischen Arbeit« deutlicher zu bestimmen.

Der dritte Teil verfolgt die Konsequenzen und Effekte »deutscher Arbeit« »von der Kollaboration bis zur Vernichtung«. Obwohl gerade zur »entgrenzten Destruktivität« (Michael Wildt) bereits viel geforscht wurde, können die Beiträge den komplexen Gegenstand durch Ausdifferenzierung übersichtlicher und damit genauer werden lassen. Marc Buggeln etwa formuliert einen Vorschlag zur Klärung des Begriffs der Zwangsarbeit. Jens-Christian Wagners Untersuchung zu den Todesraten in Mittelbau-Dora lässt die KZ-Häftlinge nicht nur als Objekte, sondern auch als Akteur_innen kenntlich werden.

Statt eines Nachworts führten die Herausgeber ein Interview mit Alf Lüdtke. Die Spannung zwischen der Bestimmung »deutscher Arbeit« als Dienst an der Volksgemeinschaft und dem Begriff der »Qualitätsarbeit« wird angesprochen. Wie diese beiden sich zueinander verhalten, ob die Ausführung des Dienstes aus »Pflichtgefühl« etwa zum »Eigensinn« gehört, bleibt aber offen. So lässt das Buch einen am Ende der Lektüre mit Fragen zurück. Anders kann es aber auch nicht sein, da die Herausgeber sich einem neuen Forschungsfeld zuwenden.

Nikolas Lelle
Berlin

Odilo Globocnik – Organisator der »Aktion Reinhardt«



Johannes Sachslehner

Zwei Millionen ham'ma erledigt. Odilo Globocnik – Hitlers Manager des Todes
Wien, Graz, Klagenfurt: Styria Premium,
2014, 367 S., € 24,99

Odilo Globocnik ist in der Forschungsliteratur über die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung im Generalgouvernement omnipräsent; auch erschienen in den letzten Jahren verschiedene biographische Studien über ihn.¹ Nun widmet sich Johannes Sachslehner Globocniks Vita, wobei er hinter die Fassade des Massenmörders blicken möchte: »Wer seine Persönlichkeit verstehen will, muss viel genauer hinschauen« (S. 12).

Globocnik wurde als Kind österreichisch-slowenischer Eltern 1904 in Triest geboren. Die Familie zog nach dem Ersten Weltkrieg nach Klagenfurt, wo Globocnik eine Höhere Staatsgewerbeschule besuchte. Politisch aktiv war er bereits in frühen Jahren, so etwa im »Kärntner Abwehrkampf«. 1931 trat Globocnik der NSDAP, 1934 der SS bei. Mehrere Male wurde er aufgrund illegaler Betätigung inhaftiert. Sein Aktivismus sollte sich bezahlt machen: Nach dem »Anschluss« Österreichs wurde er NSDAP-Gauleiter in Wien. Globocnik scheiterte in dieser Position kläglich, sodass Hitler ihn Ende Januar 1939 seines Amtes enthob. Er ließ sich jedoch nicht entmutigen; er wollte fortan »alles auf die Karte SS setzen« (S. 95).

Mit dem deutschen Überfall auf Polen bot sich für Globocnik die Chance: Himmler ernannte ihn am 1. November 1939 zum SS- und Polizeiführer im Distrikt Lublin. Im Generalgouvernement baute er seine Machtposition aus, häufig auch entgegen den Interessen des zivilen Verwaltungsapparates. Ein Hauptaugenmerk Globocniks lag von Beginn an auf der Ausbeutung der jüdischen Arbeitskraft. Daneben begann er rasch, Pläne zur »Germanisierung« seines Distrikts zu entwickeln. Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion ernannte Himmler ihn zum »Beauftragten für die Errichtung von SS- und Polizeistützpunkten im neuen Ostraum«, womit er nun de

facto für die Realisierung des »Generalplans Ost« zuständig war. Eng verbunden mit den geplanten Ansiedlungen Volksdeutscher stand die Vertreibung der dortigen jüdischen Bevölkerung in die neu eroberten Ostgebiete. Da die militärische Lage die Abschiebung polnischer Juden allerdings bald hinfällig erscheinen ließ, musste aus deutscher Perspektive eine andere Lösung gefunden werden. Im Herbst 1941 wurde Globocnik von Himmler mit der »Aktion Reinhardt«, dem systematischen Massenmord an der jüdischen Bevölkerung im Generalgouvernement, betraut. Eigens hierfür wurden die Vernichtungslager Belzec, Sobibór und Treblinka errichtet. Dort wurden bis Herbst 1943 weit mehr als 1,5 Millionen Menschen mittels Kohlenmonoxid in Gaskammern getötet. Nach Beendigung der »Aktion Reinhardt« versetzte Himmler Globocnik als Höheren SS- und Polizeiführer in die »Operationszone Adriatisches Küstenland«. Mit ihm kam die Mehrzahl seines »Aktion Reinhardt«-Stabes dorthin. Nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches« befand sich Globocnik auf der Flucht, als er einem Bekannten berichtete: »Zwei Millionen ham'ma erledigt. Wahrscheinlich werd' ich jetzt zahlen müssen dafür« (S. 342). Am 31. Mai 1945 wurde er von den Briten festgesetzt. Nur wenige Stunden später beging er Suizid.

Insgesamt ist Sachslehners Monographie in einem gut lesbaren Stil geschrieben, auch wenn sie einige Tippfehler und wenige inhaltliche Unrichtigkeiten enthält. So wird auf Seite 100 Globocnik irrtümlich als Höherer SS- und Polizeiführer im Distrikt Lublin betitelt oder der Autor schreibt hier von »Ghetto Lublin«, allerdings installierten die Deutschen erst 1941 ein Ghetto im nationalsozialistischen Sinne; der Begriff »jüdisches Viertel« wäre trennschärfer gewesen. Sachslehner hat die für seine Thematik relevanten Archive besucht; im Literaturverzeichnis sind nicht nur deutsch- und englisch-, sondern auch polnischsprachige Veröffentlichungen aufgeführt. Ebenfalls positiv hervorzuheben ist, dass zahlreiche Fotografien den Text untermauern. Es überrascht deshalb umso mehr, dass Sachslehner auf einen Anmerkungsapparat verzichtet. Nur einige Zitate sind kurz belegt. In diesem Falle bleibt der Leserschaft nichts anderes übrig, als dem Autor hinsichtlich der Richtigkeit und Akkuratesses sowohl der benutzten Literatur als auch der verwendeten Quellen zu vertrauen. Für ein Werk mit wissenschaftlichem Anspruch ist dieses Vorgehen doch etwas ungewöhnlich und heikel. Für die Absicht des Autors, die Persönlichkeit Globocniks zu analysieren, wäre es sicherlich hilfreich gewesen, diese Thematik abschließend separat in einer Schlussbetrachtung zu diskutieren. Nichtsdestotrotz bietet das vorliegende Werk dem Leser eine anregende Lektüre, die nicht nur den beruflichen, sondern auch den privaten Werdegang eines fanatischen Nationalsozialisten nachzeichnet.

Melanie Hembera
Ludwigsburg

¹ Vgl. etwa: Siegfried J. Pucher, »... in der Bewegung führend tätig«. *Odilo Globocnik – Kämpfer für den »Anschluss«, Vollstrecker des Holocaust*, Klagenfurt 1997; Joseph Poprzeczny, *Hitler's Man in the East: Odilo Globocnik*, Jefferson/ N.C., London 2004; Berndt Rieger, *Creator of Nazi Death Camps. The Life of Odilo Globocnik*, London, Portland 2007.

Jenseits des Schulenstreits



Raul Hilberg

Anatomie des Holocaust.

Essays und Erinnerungen

Hrsg. von Walter H. Pehle und René Schlott. Aus dem Englischen von Petra Post und Andrea von Struve. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2016, 336 S., € 24,99

Dieses Buch ist eine positive Überraschung. Zwei Kenner des Werks von Raul Hilberg

legen abseitig Publiziertes oder Übersehenes vor – überwiegend erstmals in deutscher Übersetzung – und das Ergebnis lässt die skeptische Vermutung des Lesers, hier handele es sich um eine reine Verlagsfestgabe zur Erinnerung an den 90. Geburtstag des 2007 verstorbenen Gelehrten, rasch verstummen. Die Herausgeber präsentieren ein umfassendes Porträt des Verfassers und seiner Thesen, Methoden und Sichtweisen, das die Erinnerungen und methodischen Reflexionen Hilbergs vorzüglich ergänzt.¹ Die Sammlung mit Essays, Abhandlungen, Erinnerungen und Gesprächen aus den Jahren von 1965 bis 2007 kann auch als Einführung in das Gesamtwerk des Holocaustforschers gelesen werden. Walter Pehle, der langjährige Lektor Hilbergs und Begründer der »Schwarzen Reihe« zum Nationalsozialismus im Frankfurter Verlag S. Fischer, war einer seiner Entdecker im deutschsprachigen Raum. Er war es, der im Herbst 1986 aus dem »Historikerstreit« den Schluss zog, der über »Prius« und »Nexus« streitenden deutschen Gelehrtenzunft (und den Deutschen insgesamt) die einzige Gesamtdarstellung zur Judenvernichtung, die es auf Deutsch gab, in einer Taschenbuchausgabe vorzulegen. So fand die fast 25-jährige weitgehende Nicht-Rezeption von Hilbergs Hauptwerk in Deutschland ihr Ende. Daneben trägt der junge Historiker René Schlott, der gegenwärtig an einer Studie zu Leben und Gesamtwerk Hilbergs arbeitet, Verantwortung für den Aufsatzband. Seine Auswertung von Hilbergs Nachlass trägt bereits für diese Sammlung sichtbare Früchte.

Sie enthält einen Querschnitt von Hilbergs Reflexionen über die Täter des Holocaust. Dabei ist vor allem sein früher Text »Die Motive der Deutschen für die Vernichtung der Juden« (1965) hervorzuheben, den er als Beitrag für eine – schließlich nicht erschienene – Festschrift

¹ Raul Hilberg, *Täter, Opfer, Zuschauer*, Frankfurt am Main 1992; ders., *Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers*, Frankfurt am Main 1994; ders., *Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und Interpretieren*, Frankfurt am Main 2002.

für Franz Neumann geschrieben hatte. Dieser Text kann als eine frühe Zusammenfassung von Hilbergs Buch gelesen werden. Er ist deshalb so interessant, weil hier seine Hauptfrage auf denkbar knappem Raum zum Thema wird: Wie wurde eine staatliche, kollektive Intention zu Verwaltungshandeln? Hilberg nahm für die Suche nach der Antwort auf diese Frage jede Vokabel, jedes Aktenzeichen und jede Abkürzung auf den Schriftstücken ernst. Er beschrieb den Vorgang des Verbrechens mitunter wie eine Landnahme: Ein weitgespanntes Netz von Ministerialbeamten, Parteifunktionären, Vertretern der Wirtschaft und des Militärs »betraten Zug um Zug juristisches Neuland und erweiterten ihre »Arbeitsbereiche« in nie dagewesener Weise«. (45) »Erlasse« und »Durchführungsbestimmungen« bildeten für ihn Eingangstore für einen auch gedanklich verbrecherischen Raum, den er umfassend rekonstruieren wollte. Er wollte wissen, wie die Täter ihr eigenes Handeln verstanden. Und er wollte immer auch wissen, was sie *nicht* sagten oder *nicht* zu den Akten nahmen.

Heutige Leser Hilbergs arbeiten sich an beidem ab, an dem »Fußnotenfuchser«², wie er sich selbst einmal ironisch nannte, und an

² So Hilberg in einem Interview: Erna Paris, *Vergangenheit verstehen. Wahrheit, Lüge und Erinnerung*, Berlin, München 2000, S. 415.



2.500 likes

Danke für Ihr Interesse!

Folgen auch Sie uns auf Facebook?

Aktuelle Informationen aus dem Fritz Bauer Institut, Veranstaltungshinweise, neue Publikationen, Nachrichten und Berichte aus Kultur und Wissenschaft

www.facebook.com/fritz.bauer.institut

seinen forschungsleitenden Begriffen und methodischen Überzeugungen. Während der Lektüre stutzt der Leser bei typischen Hilberg-Begriffen wie »Motivstrukturen« (35) und fragt sich: Was nun, Strukturen oder Motive? Seine Interpretation aber steht quer zur vermeintlichen Logik der bundesrepublikanischen Debatten; er arbeitet jenseits des »Schulstreits«³. Sein Thema war die Spannung zwischen den einzelnen Tätern und der gesamtstaatliche Organisation der Vernichtung. Für den Historiker, so Hilberg, sei »[d]as deutsche Denken ... so zu rekonstruieren, dass der Einfluss, den es auf das Geschehen hatte, erkennbar bleibt«. (35) Im Gegensatz zu Hannah Arendt, die von einer bürokratischen »Gedankenlosigkeit« oder »Geistlosigkeit« der Täter ausging, lag bei Hilberg der Akzent immer auf der Problemlösungskompetenz von Verwaltungsbeamten. Heute bemüht die Forschung, in Abkehr von Hilberg, mehr und mehr die Abwesenheit des Staates als Erklärungsfaktor für die Massenverbrechen: Nicht der in Behörden, Bürokratie und Militär sichtbar werdende starke Staat, so eine Kernthese von Timothy Snyder⁴, sondern gerade die Leerstellen nach seiner gewaltsamen Zerstörung haben dem Holocaust im Osten Europas eine so unvorstellbare Dimension gegeben.

Raul Hilberg sprach und schrieb in einer einzigartigen Weise über sein Lebensthema, auch im Deutschen. Geprägt wurden seine Arbeit und die Apodiktik seiner Thesen aber mehr durch die Klarheit des Englischen. Vor allem aber war es seine lebenslange Beschäftigung mit den Akten der NS-Behörden, die er in seinen Interpretationen durchleuchtete. Als Student von Franz Neumann und Hans Rosenberg war ihm zudem die Soziologie der Verwaltung vertraut. Die berühmte Lakonie Hilbergs ist das Ergebnis all dieser Einflüsse. Sie bewahrt auch einen biographischen Teil seiner Überzeugungen auf, denn die Tatsache, dass der Holocaust Menschen überrollte, die »arg- und machtlos« (42) waren und deren »hervorstechendes Merkmal« Hilflosigkeit war, diskutierte er nicht: »Dass er so unerwartet über uns hereinbrach, ließ uns verstummen. Seine beispiellose Natur erfordert zwangsläufig einen neuen Umgang mit unseren sprachlichen Mitteln. Das ist ein Problem, das uns alle betrifft, auch jene, die das Geschehen miterlebten.« (203) Hilbergs minimalistischer, trockener Stil wird nicht zuletzt bei seiner Reise nach Auschwitz und Treblinka und bei Fahrten durch Deutschland, die er machte, um Archive aufzusuchen, zu einer Aussage, die er »dem Schweigen mehr Raum geben« nannte. (206)

Nicolas Berg

Leipzig

3 Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*. Bearbeitete und erweiterte Neuausg., Reinbek bei Hamburg 1999, v.a. S. 114–147.

4 Timothy Snyder, *Black Earth. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann*, München 2015, S. 415.

Ach, wie schön war Auschwitz



**Christophe Busch, Stefan Hördler,
Robert Jan van Pelt (Hrsg.)**

Das Höcker-Album.

Auschwitz durch die Linse der SS

Übersetzt von Verena Kiefer, Birgit Lamerz-Beckschäfer und Oliver Loew.
Darmstadt: Philipp von Zabern Verlag,
2016, 340 S., € 49,95

Massenmord war in Auschwitz Alltagsroutine ganz normaler Männer und Frauen. Nach getaner Arbeit am sicheren Tatort weit hinter der Front suchten die Mörder/-innen in ihrer Freizeit Entspannung und Erholung. Einer von ihnen war SS-Obersturmführer Karl Höcker (1911–2000), Adjutant des letzten Kommandanten, Richard Baer. Höcker beschenkte sich zur Erinnerung an seine schöne Auschwitzer Dienstzeit (Mai 1944–Januar 1945) mit einem Fotoalbum. Es zeigt die Akteure der Massenvernichtung im Sommer 1944 (»Ungarn-Aktion«) aus kameradschaftlicher Nähe. Die Täter/-innen waren sich ihres Lebens froh und sichtlich stolz auf ihr Tun. Beförderungen nach der erfolgreichen Vernichtungsarbeit verstärkten ihr Wohlbefinden.

Ein Angehöriger des amerikanischen Militärnachrichtendienstes CIC fand das Album 1945 in Frankfurt am Main. Erst 2007 übereignete er sein »Mitbringsel« dem Holocaust-Museum in Washington D.C. Wie war es zu Höckers Andenken gekommen? Im Mai 1944 wurde er von Majdanek nach Auschwitz versetzt. Die Deportation von rund 800.000 Juden aus Ungarn stand bevor. Da die Aufgabe groß war, bedurfte es erprobter Kräfte. Rudolf Höß, Richard Baer, Josef Kramer und andere wurden nach Auschwitz beordert. Höcker, 1933 in die Allgemeine SS eingetreten, ab Frühjahr 1940 überwiegend im KZ-Dienst tätig, sonnte sich im Glanz seines Chefs, Richard Baer. Immer wieder ließ er sich mit ihm zusammen ablichten.

Der »Frontdienst« in Auschwitz war für die Mörder Arbeitsalltag. Obschon die Vernichtung der Juden »reibungslos« vonstattenging und die Todesfabrik Auschwitz »störungsfrei« funktionierte, war das SS-Personal nach vollbrachter Tat erholungsbedürftig. Ein Heim in den Beskiden rund 30 Kilometer südlich von Auschwitz stand ihm zur Verfügung. Geselligkeit und Kameradschaft wurde nicht nur innerhalb des Männerordens gepflegt. Auch mit feschen »SS-Maiden« konnten sich die Männer vergnügen. Höcker, so zeigen es die gesammelten Abbildungen, war im Kreis von Rudolf Höß, Josef Mengele und Richard Baer der beflissen dreinschauende Untergebene, im Kreis der SS-Helferinnen hingegen der umschwärmte Prinz. Behaglich fühlte er sich offensichtlich beim Schmaus von Blaubeeren und bei wohliger Entspannung inmitten der Frauen.

1961/1962 an seinem Wohnort Lübbecke im Rahmen des Frankfurter Auschwitz-Verfahrens vernommen, beschrieb Höcker seine Aufgabe in Auschwitz leutselig als »truppenmäßige Betreuung des Kommandanturstabes«. Ausschließlich »Personalangelegenheiten« habe er bearbeitet, allein »militärische Dinge« erledigt. Wohl habe er im Sommer 1944 Wissen von der Tötung »arbeitsunfähiger« Juden in Birkenau gehabt, die »Ungarn-Aktion« sei ihm auch ein Begriff gewesen. Mit den »unrechtmäßigen« Vergasungen in dem von seinem Schreibtisch im Stammlager vorgeblich fernen Lager Birkenau habe er nichts zu tun gehabt. Sein »Wirken in Auschwitz« sei einzig »soldatische Pflichterfüllung« gewesen.

Mitherausgeber Stefan Hördler, im letzten Jahr durch eine profunde Studie über das KZ-System im letzten Kriegsjahr hervorgetreten, interpretiert die Fotos als »Schlüsselquellen zur Aufgliederung des Mordpersonals und -prozesses in Auschwitz«. Er misst ihnen einen »unschätzbare[n] Wert zur Erforschung des Holocaust und des KZ-Systems in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges« (S. 112) zu. In der Tat vermag Hördler in seinem Beitrag über Herkunft, Werdegang und Funktion des SS-Personals von Auschwitz das Netzwerk der »Vernichtungsspezialisten« (S. 113) zu dechiffrieren.

Bedauerlicherweise haben die aus dem Englischen und Niederländischen übersetzten Beiträge kein sachkundiges Lektorat erfahren. Terminologische Missgriffe finden sich zuhauf. So ist von »Kriegsverbrechern« (S. 59) die Rede. Eine Begrifflichkeit, die seit der Gründung der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen (1958) mit guten Gründen im deutschen Sprachgebrauch für die Holocaust-Täter aufgegeben worden ist. Müsste in Bezug auf das Mordgeschehen in Auschwitz von Vernichtungslager gesprochen werden, wird »Konzentrationslager« (S. 20) verwendet. Ein »tschechoslowakisches Familienlager« (S. 29) hat es in Birkenau nicht gegeben. Die von der SS angefertigten erkennungsdienstlichen Fotos der registrierten Häftlinge können schwerlich »Passfotos« (S. 31) heißen. Unter »SS-Hauptquartier« (S. 82) und »Beweisantritt« (S. 59) statt Beweisantrag vermag man so recht nichts verstehen. Auch inhaltlich ist manches korrekturbedürftig. Höß hat nicht »1940« den Auftrag übernommen, das »größte Vernichtungslager aller Zeiten aufzubauen« (S. 38). Höcker saß im Mai 1963 nicht in Untersuchungshaft, war aber zu dem Zeitpunkt »offiziell angeklagt« (S. 48). Baer wurde nicht »in seiner Wohnung« (S. 47) verhaftet und lebte unter dem Namen Karl – nicht Kurt – Neumann. Rechtsanwalt Christian Raabe war im Auschwitz-Prozess kein »Nebenkläger« (S. 52).

Kurzbiografien zu den abgebildeten Hauptfunktionsträgern wären für den Gebrauch des wichtigen Buches hilfreich gewesen. Das »Höcker-Album« ist gleichwohl zusammen mit dem »Auschwitz-Album«, das die Opfer Höckers und seiner Mordkomplizen zeigt, von unschätzbarem Wert.

Werner Renz
Fritz Bauer Institut

edition
Körper-STIFTUNG

groothuis.de Foto: privat

ISBN 978-3-89684-192-6
232 Seiten | Klappenbroschur | € 14,- (D)
Auch als E-Book erhältlich.

»Die Völkerrechtsprozesse in Den Haag kehren die Weltpolitik um. Präsidenten ordnen sich Richtern unter. Recht gegen Macht. Gut gegen Böse. Blut, Verschwörungen und Verstrickungen. Und am Ende ein Urteil.«

Der Sieg des Rechts über die Gewalt

Der Völkerstrafrechtler Benjamin Dürr verbindet Analyse und Reportagen, spricht mit Anwälten, Richtern und Anklägern, mit Ermittlern und Menschenrechtsaktivisten. Sein Buch ist ein aufrüttelndes Porträt dieses ersten säkularen Weltgerichts.

Erhältlich im Buchhandel oder über www.edition-koerber-stiftung.de

Netzwerke der SS



Stefan Hördler

Ordnung und Inferno.

Das KZ-System im letzten Kriegsjahr

Göttingen: Wallstein, 2015, 531 S., € 46,-

Im Grunde legt Stefan Hördler mit seiner Dissertation zum KZ-System im letzten Kriegsjahr zwei Bücher vor, von denen im engeren Sinne nur Teil 2 zum Untertitel seiner Studie passt. Teil 1, der sich dem SS-Lagerpersonal widmet, nimmt hingegen die gesamte Bestehenszeit der Konzentrationslager in den Blick. Dabei verfolgt Hördler einen akteurszentrierten Ansatz und betrachtet vor allem die Netzwerke der Kommandanten und ihrer Entourage, die sich aus dem Personal der KZ Lichtenburg und Dachau rekrutierten. In der glänzend recherchierten und durchweg gut lesbaren Studie stützt er sich auf eine breite Grundlage täterproduzierter Quellen, insbesondere auf SS-Personalaktien, aber auch auf Korrespondenzen innerhalb des SS-Apparates, ergänzt durch strafrechtliche Ermittlungsunterlagen aus der Zeit nach 1945. Berichte von KZ-Überlebenden findet man hingegen kaum. Ihren Quellenwert bezeichnet Hördler mit Verweis auf einen älteren Aufsatz als »nicht unumstritten« (S. 18). Ähnlich kritische Bemerkungen zu den täterproduzierten Quellen sucht man vergebens. Einen großen Pluspunkt verbucht Hördler hingegen mit der quellenkritischen Auswertung von SS-Gruppenfotos aus Auschwitz (S. 308 ff.).

Einen Schwerpunkt widmet der Autor dem SS-Personal, das für die erste Mordwelle in den Konzentrationslagern 1941/42 verantwortlich war, vor allem im Rahmen der Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener (»Aktion 14f14«) und der Überstellung arbeitsunfähiger oder missliebiger Häftlinge in die »Euthanasie«-Anstalten (»Aktion 14f13«). Überzeugend arbeitet Hördler heraus, dass es dabei um Lern- und Initiationsmorde ging: Die Täter entwickelten sich zu Vernichtungsspezialisten, ihr technisches Wissen und ihre moralische Enthemmung leiteten den anschließenden fabrikmäßigen Judenmord in den Gaskammern ein. Sie spielten auch in der zweiten Mordwelle in den Konzentrationslagern in den Jahren 1944/45 eine wichtige Rolle.

Die personalpolitische Relevanz sieht Hördler dabei weniger in der Sozialisation der Gewalt und auch nicht in der ideologischen Überzeugung von der völkischen Idee als vielmehr in der Netzwerkbildung in den Kommandanturstäben. Der Planungs- und

Befehlsebene in der SS-Führung misst er große Bedeutung bei: Diese habe morderprobtes Personal 1944 gezielt in diejenigen Konzentrationslager überstellt, die gegen Ende des Krieges zu Mordzentren wurden.

Die Morde 1944/45 bilden die Klammer zwischen den beiden ansonsten recht eigenständigen Teilen der Studie. Teil 2 des Buches thematisiert die organisatorischen, funktionalen und personellen Änderungen im KZ-System ab dem Frühjahr 1944, die durch drei Faktoren geprägt waren:

Erstens blieb es mit den Konzentrationslagern Majdanek und Auschwitz ein Zentrum des Judenmords. Viele der Täter aus dem Mordbetrieb in Auschwitz hatten zuvor bereits bei den Massentötungen der »Aktion 14f13« Erfahrungen gesammelt und wurden Anfang 1945 zentrale Figuren beim Mord an »Arbeitsunfähigen«. Erhellend sind – auch vor dem Hintergrund der jüngsten Strafverfahren gegen SS-Personal aus Auschwitz – Hördlers Ausführungen über den arbeitsteiligen Prozess des Tötens während der »Ungarn-Aktion« in Auschwitz-Birkenau im Frühsommer 1944: Sämtlichen SS-Angehörigen in Birkenau war klar, dass sie sich aktiv an einem Massenmord beteiligten.

Zweitens begannen im Sommer 1944 in frontnahen Gebieten die Lagerräumungen. Ein großes Verdienst Hördlers ist es, dass er die Bedeutung des von der deutschen Forschung bislang vernachlässigten KZ Stutthof herausstellt. Es wurde im Herbst 1944 zentrales Auffanglager für fast 50.000 Häftlinge unter anderem aus den geräumten Konzentrations- und Arbeitslagern im Baltikum. Von hier aus wurden vor allem die männlichen Häftlinge, vorrangig Juden, zur Zwangsarbeit in Außenlager oder andere Konzentrationslager weitergeleitet. Nicht arbeitsfähige Häftlinge blieben hingegen im völlig überfüllten Hauptlager zurück. Ihrer entledigte sich die SS durch Mord – durch organisierte Vernachlässigung, aber auch mittels gezielter Tötung in der neu errichteten Gaskammer.

Drittens entwickelte sich das KZ-System 1944 zu einem dichten Netz von weit über 500 Außenlagern, deren Insassen Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie oder für Bauprojekte leisten mussten. Infolge dieser Entwicklung wurden die Hauptlager immer mehr zu Drehscheiben des Häftlingsverschubs. Neu ankommende Häftlinge wurden nach einer Musterung je nach körperlicher Konstitution und fachlicher Eignung in Bau- oder Rüstungskommandos bzw. die entsprechenden Außenlager weitergeleitet. Auf umgekehrtem Weg erfolgten sogenannte Rücküberstellungen »unproduktiver« Häftlinge aus den Außenlagern in die Hauptlager. Dort richtete die SS Siechen- und Sterbezonen ein, in denen als arbeitsunfähig ausgesonderte Häftlinge mehr oder weniger sich selbst überlassen blieben und starben.

In einigen Lagern ermordete die SS Kranke und Arbeitsunfähige auch direkt, entweder durch Giftinjektionen in den Krankenrevieren (Buchenwald), durch Erschießen (Sachsenhausen) oder durch Erstickten in Gaskammern – teils innerhalb der Konzentrationslager,

teils auch, wie schon bei der »Aktion 14f13«, in Euthanasieanstalten, so etwa in Hartheim, wo zwischen Frühjahr 1944 und Januar 1945 mehr als 3.000 Häftlinge aus dem KZ Mauthausen im Gas erstickt wurden. In fast allen Fällen setzte die SS hierbei Personal ein, das bereits bei der »Aktion 14f13« und später beim Judenmord in Auschwitz-Birkenau und anderen Vernichtungslagern eine zentrale Rolle gespielt hatte.

Mit der Isolierung und Ermordung der Arbeitsunfähigen und Kranken, die ihr als nutzlos oder als potenzielle Auslöser von Epidemien sogar als gefährlich galten, versuchte die SS die Funktionsfähigkeit des aus dem Ruder laufenden KZ-Systems, das immer mehr Arbeitsunfähige produzierte und das zugleich mit dem NS-Machtbereich territorial schrumpfte, aufrechtzuerhalten. Dafür führt Stefan Hördler den Begriff der Rationalisierung ein, die eine »Symbiose einer von außen forcierten Ökonomisierung und einer von innen notwendigen Stabilisierung des Lagergefüges« dargestellt habe. Seitens der SS sei der Hauptzweck dabei jedoch »immer das System selbst, dessen Machtstabilität und Selbsterhalt« geblieben (S. 474 f.). Allerdings sollte man hierbei nicht nur auf die SS, sondern auch auf die weiteren Akteure schauen, die das KZ-System prägten, so etwa die Organisation Todt oder die Baugruppe Schlempp, die 1944/45 mindestens so viele KZ-Häftlinge auf ihren Baustellen schufteten ließen wie die Bauorganisation von SS-Gruppenführer Hans Kammler. Schließlich wird auch die Interessenlage der Rüstungsunternehmen, die KZ-Häftlinge einsetzten, in Hördlers Studie nicht thematisiert.

Aus diesem Grund erhellt das Buch die Vorgänge im KZ-System des letzten Kriegsjahres nur bedingt. Zu diesem Fazit trägt auch bei, dass der Leser außer summarischen Angaben zu Lager- und Transportstärken sowie Todeszahlen kaum etwas über die Häftlinge und ihre Wahrnehmung des Geschehens erfährt. Bedauerlich ist ferner die ungleiche Repräsentanz der KZ-Hauptlager: Infolge seines Blicks auf die Tötungsspezialisten stellt Hördler neben Auschwitz vor allem die KZ Mauthausen, Ravensbrück und Stutthof vor, während andere Lager, etwa Bergen-Belsen, das 1944/45 zum zentralen Kranken- und Siechenlager wurde, eher unterbelichtet bleiben. Der große Wert der Studie liegt deshalb auf einem anderen Feld: Sie ist eine außergewöhnlich quellengesättigte Analyse des SS-Apparates in den Lagern, insbesondere in den Kommandanturstäben. Hier setzt das Buch auf Jahre hinaus Maßstäbe. Folgerichtig hat es auch kein Orts-, wohl aber ein detailliertes Personenregister.

Jens-Christian Wagner
Celle

Zerklüftete Erinnerungslandschaften



**Andreas Wirsching, Jürgen Zarusky,
Alexander Tschubarjan, Viktor
Ischtschenko (Hrsg.)**

*Erinnerung an Diktatur und Krieg.
Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses
zwischen Russland und Deutschland*
München: De Gruyter, 2015, 390 S., € 54,95

Vor zwei Jahren hat die Gemeinsame Kommission zur Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen einen Band über die »Stationen gemeinsamer Geschichte« und entsprechende Erinnerungsorte im 20. Jahrhundert herausgegeben.¹ Die Texte deutscher und russischer Autoren demonstrierten, wie schwierig eine grenzüberschreitend einvernehmliche Bewertung der Geschehnisse im 20. Jahrhundert noch heute ist. Darüber hinaus zeigte sich, dass innerhalb sowohl der deutschen als auch der russischen Geschichtswissenschaft Interpretationen und Akzente variieren können. Wenn sich bereits wissenschaftliche Ko-Produzenten von nationalen und bilateralen Erinnerungswelten in bestimmten Aspekten uneins sind, so verwundert es nicht, dass sich die kulturelle Gedächtnislandschaft in beiden Ländern insgesamt sehr zerklüftet präsentiert. Diese Vielstimmigkeit ist denn auch ein Eindruck, den der vorliegende Sammelband vermittelt. Er beruht auf einer Doppeltagung des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften im März und Mai 2012, hat aber an Aktualität nichts verloren.

Insgesamt bleibt man auch nach der Lektüre der in aller Regel äußerst informativen und klar argumentierenden Beiträge ratlos, ob man angesichts des obigen Gesamtbefunds von Zerrissenheit, Multiperspektivität oder produktiver Spannung im deutsch-russischen Erinnerungshaushalt sprechen soll. Ausgangserlebnisse und Entstehungsbedingungen von individuellen und kollektiven Erinnerungen waren oftmals diametral entgegengesetzt. Die Faktoren, die Produktion und Reproduktion beeinflussen, erweisen sich als äußerst vielfältig und wechselhaft. Sie werden zudem stetig unter immer neuen Bedingungen aktualisiert und rekonfiguriert. Daher ist es keineswegs ausgemacht, ob aus den unterschiedlichen Erinnerungen auf Dauer ein gemeinsames oder zumindest geteiltes Gedächtnis erwächst. Die

¹ Horst Möller, Alexander Tschubarjan (Hrsg.), *Deutschland – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte, Orte der Erinnerung, Band 3*: Helmut Altrichter u.a. (Hrsg.), *Das 20. Jahrhundert*, München 2014.

Ansichten der Autoren hierzu gehen durchaus auseinander (S. 27, 40, 189–190, 343 f.). Selbst die ausgewählten Fallstudien lassen sich aus unterschiedlichem Blickwinkel mitunter weniger als Brennpunkte »zwischen Russland und Deutschland« beschreiben, sondern eher als Aufarbeitung spezifischer weißer Flecken auf gedenkpolitisch, ethnisch oder gesamtnational entworfenen Erinnerungskarten problematisieren.

Dieser Eindruck wird durch die Gesamtanlage des Bands verstärkt. Der anspruchsvollen konzeptionellen Einführung folgen souveräne Überblicke über deutsche und russische Gedächtniskulturen (Lorina Repina, Bernd Bonwetsch und Aleksandr Boroznjak, S. 3–40). Dabei findet hier wie im Gesamtband die ost-/westdeutsche Aufsplitterung ebenso adäquate Berücksichtigung wie die Bandbreite russischer Blickwinkel in sowjetischen und post-sowjetischen Zeiten.

Anschließend bringt die Diskussion »unterschiedlicher Wahrnehmungen« von »gemeinsamen Erinnerungsorten« (Kapitel 2, S. 43–161) deutsche und russische Perspektiven ins Gespräch. Unter zahlreichen lesenswerten Beiträgen, die zum Teil die konzeptionellen Eingangüberlegungen noch ergänzen (Christoph Rass, S. 135–143), ist das Tandem Bert Hoppe und Valerij Gal'cov besonders hervorzuheben (S. 119–133). Sie leuchten in ihren beiden Beiträgen beispielhaft den Stellenwert von Königsberg/Kaliningrad im Gedächtnishaushalt nicht nur der Gesellschaften der Nachkriegsjahre und im Kalten Krieg, sondern auch über die Zäsuren von 1989/90 hinaus aus. Auf diese Weise lassen sich anhand der Stadt Bruchstellen, Gegensätze, Verbindungen, transnationale Entwicklungsmöglichkeiten und regionale bzw. nationale Grenzziehungen im kulturellen Gedächtnis wie unter einem Mikroskop und im Zeitraffer verfolgen. Dagegen scheint eine sehr traditionell betriebene Militärgeschichtsschreibung sowie überhaupt jede in überkommenen Kategorien argumentierende, betont nationale Historiografie nur bedingt für einen offenen Dialog geeignet zu sein (Michail Mjagkov, Aleksandr Epifanov, Boris Kovalev, S. 43–49, 107 f., 153–161).

Der Umgang mit »Erinnerungen des Schreckens« sowie die Diskussion von Kriegsende und den ersten Jahren der sowjetischen Besatzung Deutschlands bieten schon allein durch die gelungene Zusammenstellung Ansätze für eine komparative Betrachtung verschiedener Geschichtskulturen einschließlich ihrer medialen Besonderheiten. Darüber hinaus arbeiten weitere Beiträge mit Ansätzen einer transkulturellen Geschichte (Kapitel 4 f., S. 247–386). Arkady Tsfasman befasst sich mit den Erinnerungen jüdischer Emigranten aus der UdSSR, die nun in Deutschland leben, an ihre Kindheit unter nationalsozialistischer Besatzung (S. 299–304). Aufschlussreich ist auch die Diskussion des erinnerungspolitischen Engagements der russisch-orthodoxen Kirche hinsichtlich des Schießplatzes von Butovo, auf dem während der »Großen Säuberungen« 1937/38 zahlreiche Menschen ermordet wurden, daneben die Darstellungen deutscher und russischer Perzeptionen des Films ANONYMA – EINE

FRAU IN BERLIN von 2008, der die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Rotarmisten thematisiert (Alexander Vatlin, Yuliya von Saal, S. 249–257, 329–344). Diese Analysen beleuchten auf ihre Weise eindrucksvoll unterschätzte Akteure, mediale Eigengesetzlichkeiten und nationale Gräben in der Erinnerungsproduktion.

Es ist schließlich die Auseinandersetzung mit dem historischen Gedächtnis an einzelne Nationalitäten und Gruppen der UdSSR im Krieg, die sich nicht nur, aber mehrheitlich als Thematisierung langjähriger blinder Flecken in sowjetischer und post-sowjetischer öffentlicher Erinnerung zu verstehen scheint und damit den eigentlichen Orientierungsrahmen des Bandes ausdehnt (Kapitel 3, S. 163–245). Ungeachtet dessen bieten die hier versammelten Beiträge gerade für ein deutsches Publikum kompetente Überblicke (Beate Fieseler über sowjetische Invaliden des »Großen Vaterländischen Krieges«, Pavel Polian über die Erinnerung an sowjetische Repatriierte aus Deutschland, Il'ja Al'tman über den »Stellenwert des Holocaust im historischen Gedächtnis Russlands«, S. 165–197, 213–225), engagierte Denkanstöße wie jenen von Jürgen Zarusky über »sowjetische Opfer von Krieg und nationalsozialistischer Verfolgung in der bundesdeutschen Erinnerungskultur« (S. 227–245) sowie – insbesondere in Form der Beschreibung der post-sowjetischen Geschichtskonstruktionen im Nordkaukasus – Einblicke in aktuelle Entwicklungen, die in der Regel außerhalb des alltäglichen Medien- und Wahrnehmungshorizonts liegen (Aleksej Bezugol'nyj, S. 199–211).

Letztlich hätten alle Beiträge dieses – trotz der genannten Unwucht – gut abgestimmten Bands eine ausführliche Würdigung verdient. Zusammengefasst bieten sie eine wichtige und differenzierte Erschließung relevanter Erinnerungsfelder in Russland und Deutschland und verweisen auf entsprechende Forschungsdesiderata und -perspektiven. Sie zeigen die Widerhaken, Widersprüche und Widrigkeiten in der Ausformung eines kulturellen Gedächtnisses an Krieg und Diktatur in Deutschland und Russland, indem sie die Gesamtprozesse der so unterschiedlichen Einschreibung humanitärer Katastrophen von Krieg und Terror in individuelle und kollektive Gedächtnisse detailliert rekonstruieren. Damit bietet der Band einen wesentlichen und konstruktiven Beitrag zur deutschen, russischen und deutsch-russischen Geschichte im 20. und 21. Jahrhundert.

Andreas Hilger
Hamburg

Deutsche Generale im Verhör



**Vasilij Stepanowitsch Christoforow,
Vladimir Gennadjewitsch Makarow,
Matthias Uhl (Hrsg.) unter Mitarbeit
von Daniel Bohse**

*Verhört. Die Befragungen deutscher
Generale und Offiziere durch die
sowjetischen Geheimdienste 1945–1952*
Berlin: de Gruyter, 2016, X, 467 S., € 49,95

Der vorliegende Band ist schon von seiner Entstehung her bemerkenswert. Dem Deutschen Historischen Institut Moskau ist es gelungen, im Zentralarchiv des Föderalen Sicherheitsdienstes der Russischen Föderation, dem Nachfolgedienst des KGB, Einblick in jene Akten zu erhalten, die seit 1943 für die Prozesse gegen deutsche Kriegsgefangene angelegt wurden. Diese sind für die Forschung sonst nicht zugänglich. Ein erstes Ergebnis ist dieser Quellenband, der 64 Aktenstücke umfasst: handgeschriebene Aussagen, Anklageschriften, Urteile, vor allem aber Vernehmungsprotokolle. Eine 46-seitige Einleitung informiert über die Entstehung der Dokumente und die Behandlung der Gefangenen, ihre Kurzbiographien findet man im Anhang.

Die Verhöre durch Offiziere der Volkskommissariate für Innere Angelegenheiten (NKWD) und Staatssicherheit (NKGB) fanden meist in den berüchtigten Moskauer Gefängnissen Lubjanka und Butyrka statt. Die Fragenkomplexe waren dabei umfangreicher als in Verhören der Westalliierten. Neben der Beteiligung an Kriegsverbrechen ging es vor allem auch um die Vorbereitung des Angriffs auf die UdSSR, um Kontakte zu Hitler und um seinen Verbleib, um die deutschen Geheimdienste, um Pläne für einen Partisanenkrieg gegen die Alliierten, aber auch um die Teilnahme an der Niederschlagung kommunistischer Aufstände in der Weimarer Republik.

Der erste Teil enthält Protokolle, die NKGB-Offiziere anfertigten, als sie im Juni 1945 unter anderem Hermann Göring, Feldmarschall Wilhelm Keitel und dessen engste Mitarbeiter, die Generäle Alfred Jodl und Walter Warlimont, vernahmen, die die Amerikaner in einem ehemaligen Luxushotel interniert hatten. Bedeutende neue Erkenntnisse bieten diese Protokolle nicht. Erkennbar ist bereits die spätere Verteidigungsstrategie vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg: Man wusste nichts von Kriegsverbrechen, hatte nur Befehle befolgt, konnte sich mit seinen guten Absichten bei Hitler nicht durchsetzen, war Gegner eines Krieges gegen die Sowjetunion. Deutlich wird das Misstrauen zwischen den Alliierten im beginnenden Kalten Krieg. Beide Seiten waren wenig bereit, der jeweils anderen Seite zu erlauben, »ihre« Deutschen zu vernehmen.

Die Sowjets sahen mit Befremden, dass die sonnengebräunten Gefangenen komfortabel untergebracht waren und dass sie ungehindert ihre Aussagen abstimmen konnten. Die Dokumente werfen auch Schlaglichter auf die Protagonisten der obersten militärischen Führung. Jodl zum Beispiel schätzte Himmler wegen seiner »menschlichen Eigenschaften« sehr, »denn er lebte bescheiden« (S. 125). Feldmarschall Kesselring hielt es für »die schwerwiegendste Folge der Niederlage Deutschlands [...], dass er und andere deutsche Führungspersönlichkeiten im Lager« saßen. Er hinterließ »den Eindruck einer stumpfsinnigen und bornierten Person« (S. 144).

Besonders umfangreich sind die Verhöre von Feldmarschall Ferdinand Schörner und SS-Obergruppenführer Friedrich Jeckeln dokumentiert (mit 9 bzw. 11 Quellen). Weitere Dokumente betreffen unter anderem Feldmarschall Ewald von Kleist (zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südukraine), General Helmuth Weidling (zuletzt Kampfkommantant von Berlin) und den »Berater für Judenfragen« an der Botschaft in Bukarest, Gustav Richter. Schörner (zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte) war einer der fanatischsten Nazis in der Wehrmacht. Er wurde zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Das Urteil wäre womöglich härter ausgefallen, hätte die Anklage Schörners Befehl vom 25. Februar 1945 gekannt, in dem

Léon Poliakov
Vom Antizionismus zum Antisemitismus
1992, 160 Seiten, 9 €, ISBN: 3-924627-31-2

Dieses Pamphlet Léon Poliakovs, des Autors der achtbändigen „Geschichte des Antisemitismus“, beschreibt die Karriere des Antizionismus seit Lenin. Was zu Beginn als Kritik des jüdischen Nationalismus auftrat, verwandelte der stalinsche „Sozialismus in einem Land“ nach und nach zum Tarnwort des sowjetischen Antisemitismus. Poliakov denunziert die Feindschaft gegen Israel als – gerade unter den Linken – moderne Form des Antisemitismus.

Gerhard Scheit
Kritik des politischen Engagements
2016, 712 Seiten, 36 €, ISBN: 978-3-86259-128-2

Alle Ideologie beruht auf Verdrängung der Gewalt; noch dort, wo sie Gewalt fetischisiert, bildet der blinde Fleck des Souveräns den Ursprung. Denn ausgeblendet wird ja nicht Gewalt als solche, sondern dass durch sie die Einheit der Gesellschaft erst Bestand hat. An diesem blinden Fleck tritt im Politischen selbst zutage, wie Aufklärung sich weigert, ihre eigenen Bedingungen zu begreifen – darin ist sie zunächst nichts anderes als die frühe Gestalt des Engagements. In dieser ‚Dialektik des Leviathan‘, wie sie der erste Teil des Buchs im Anschluss an die *Dialektik der Aufklärung* zu umreißen versucht, erhält die Gegenüberstellung von Hobbes und Spinoza eine Schlüsselrolle. Die These lautet, dass ein kritischer Begriff des Staats ohne die Kritik der spinozistischen Auffassung von Substanz nicht zu haben sei, deren problematische Aspekte nicht zufällig in der französischen (und italienischen) Linken (Althusser, Deleuze, Negri...) wiederkehrten. Umgekehrt war es gerade die Problematik dieses Substanzbegriffs, die es Marx erst ermöglichte – zusammen mit der Hegelschen Dialektik und zugleich gegen sie gerichtet – die Kritik der politischen Ökonomie zu entfalten.

ça ira

ça ira-Verlag • postfach 273 • 79002 freiburg •
tel.: 0761/37939 • info@ca-ira.net •
www.ca-ira.net

es hieß: »[...] an der Lausitzer Neiße werden in diesen Tagen keine Gefangenen gemacht.«¹

Jeckeln, zuletzt Höherer SS- und Polizeiführer (HSSPF) Russland Nord, erscheint in dieser Auswahl erstaunlicherweise nur als ein Judenmörder unter vielen. Die Herausgeber merken zwar an, dass er schon im Sommer 1941 als HSSPF Russland Süd »für Massenmorde verantwortlich« gewesen sei (S. 233). Jeckeln war aber einer der wichtigsten Antreiber in der Radikalisierung der Vernichtungspolitik. Er initiierte das Massaker von Kamenez-Podolsk Ende August 1941, das mit 23.600 Opfern und der Einbeziehung von Frauen und Kindern den »qualitativen Sprung« vom Massenmord zum Völkermord darstellte², und er war führend an der Planung des Massakers von Babi Jar beteiligt, dem einen Monat später 33.771 Menschen zum Opfer fielen.

Man darf von dieser Edition nicht einen ähnlich sensationellen Einblick in das Handeln und die Überzeugungen von Soldaten der Wehrmacht erwarten, wie ihn die Arbeiten von Sönke Neitzel und Felix Römer³ bieten. Die hier dokumentierten Aussagen waren allein vom Ziel bestimmt, der Todesstrafe oder langjähriger Haft zu entgehen. Dennoch bleiben sie interessant, sind sie doch, wie die Herausgeber hervorheben, »frei von den Mustern des Rechtfertigungsdiskurses der westdeutschen Nachkriegsöffentlichkeit«, von dem die Gefangenen abgeschnitten waren (S. 4). Dies zeigt sich in den Aussagen zu den ihnen vorgeworfenen Kriegsverbrechen. Während in den Nürnberger Prozessen Dutzende Generäle und Generalstäbler in eidesstattlichen Erklärungen die Durchführung des Kommissarbefehls generell abstritten, gestanden die Verhörten dessen Durchführung ein, verneinten aber persönliche Verantwortung. Das Gleiche gilt für das Hungersterben und die Erschießungen von sowjetischen Kriegsgefangenen, die Verbrechen bei der Partisanenbekämpfung und die Zerstörungen und Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung beim Rückzug aus der Sowjetunion.

Problematisch an der Edition ist, dass die Aussagen der Verhörten kaum kommentiert werden, auch wenn sich ihre Unhaltbarkeit an vielen Stellen mit den Ergebnissen der Forschung längst belegen ließe. Das gilt besonders für die Aussagen Jeckelns. Die Edition ist gleichwohl nicht nur für Historiker interessant, die sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, sie bietet auch »einen bisher nicht für möglich gehaltenen Einblick in die stalinistische Justiz« (S. 43).

Christian Streit
Heidelberg

1 Von der Parteikanzlei am 19.3.1945 an die Gauleiter etc. gegeben: Bundesarchiv, Bundesarchiv Berlin, NS 6/v. 354, Bl. 12944-47.

2 Klaus-Michael Mallmann, »Der qualitative Sprung im Vernichtungsprozeß. Das Massaker von Kamenez-Podolsk Ende August 1941«, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 10 (2001), S. 239.

3 Sönke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, erw. Taschenbuchausgabe, 4. Aufl. Berlin 2009; Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen*, München 2012.

Selbstzeugnisse von NS-Opfern



Dag Knellesen und Ralf Possekel (Hrsg.)
Zeugnisformen. Bericht, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten
Hrsg. im Auftrag der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«
Berlin: Eigenverlag der Stiftung
»Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«
(EVZ), 2015, 308 S., kostenlos¹

Der als erster der Reihe »Bildungsarbeit mit Zeugnissen« erschienene Band fasst den Begriff des Zeugnisses sehr weit: In sechs Abschnitten stellen insgesamt 25 Beiträge Zeitzeugeninterviews, Schriftzeugnisse, autobiographische Zeugnisliteratur, Bildzeugnisse, Musik und Quellen aus NS-Prozessen vor. In jedem Kapitel folgen auf eine oder mehrere Einführung(en) in den jeweiligen Gegenstand Skizzen in der historischen Bildungsarbeit erprobter Konzepte.

Die Herausgeber heben als wesentlichen Unterschied zu anderen historischen Quellen den sich bis in die unmittelbare Gegenwart erstreckenden Entstehungszeitraum der Zeugnisse hervor. Um deren historiographische Bedeutung zu betonen, nehmen sie auf Saul Friedländers Konzept einer »integrierten Geschichte« des Holocaust Bezug. Damit ignorieren sie allerdings, dass Friedländer selbst sich strikt auf in der Zeit des Holocaust entstandene Zeugnisse der Opfer beschränkt hat. In der Konzeption des Bandes kommt die Reflexion über die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Zeugnissen aus der Zeit der Verfolgung, die die damalige Wahrnehmung und Deutung der Geschehnisse durch die Betroffenen widerspiegeln, und den Erinnerungen an zurückliegende Erfahrungen, die sich in Interviews, Zeugnisaussagen, lyrischen, dramatischen und Prosatexten, künstlerischen und musikalischen Werken niedergeschlagen haben, zu kurz. Diesen Unterschieden sollte mehr Beachtung geschenkt werden, ohne eine hierarchisierende Wertung vorzunehmen. Sie sind nicht nur für den historiographischen Status der Quellen relevant, sondern auch für die Fragestellungen, mit denen sie didaktisch erschlossen werden können.

Solche Überlegungen lässt auch der Überblick von Susanne Urban vermissen, der den Beiträgen zu den verschiedenen Gattungen von Zeugnissen vorangestellt ist. Sie billigt ohne nachvollziehbare Begründung den Status von Zeugnissen einerseits nur Äußerungen

1 Der Band kann auch von der Website der EVZ heruntergeladen werden: http://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Handlungsfelder/Aus-einandersetzung_mit_der_Geschichte_01/Bildungsarbeit-mit-Zeugnissen/20150929_Zeugnisformen.pdf [4.6.2016].

und Werken von Opfern der Verfolgung und ihren Nachkommen zu, dehnt den Begriff des Zeugnisses andererseits aber aus, indem sie neben Fotografien auch Dokumentar- und Spielfilme einbezieht. Das je Spezifische der Gattungen und deren jeweiliges didaktisches Potenzial zu erläutern bleibt den nachfolgenden Kapiteln überlassen.

Besonders kenntnisreich und anschaulich ist die Einführung des 2013 verstorbenen Kunsthistorikers Detlef Hoffmann zu den Bildzeugnissen. Er wendet sich dagegen, solche Werke als Ikonen zu verehren, und plädiert dafür, sie als spezifische Spuren der NS-Vergangenheit zu lesen. An Beispielen aus frühen Konzentrationslagern, den zur Vorbereitung der Deportationen eingerichteten Transitlagern, den Konzentrationslagern während des Krieges und den Ghettos zeigt er, wie Gefangene aus unterschiedlichen Bedingungen heraus mit sehr verschiedenen Intentionen Bilder – in der Regel Zeichnungen – geschaffen haben, die uns über ihre äußere und innere Welt Auskunft geben.

Ein ganz anderes Feld erschließt der Beitrag von Ralf Oberndörfer über »Geschichte im Gerichtssaal« (S. 241), der das Kapitel zu Quellen aus NS-Prozessen einleitet. Er erläutert Regeln des Prozessrechts und des materiellen Rechts, ohne deren Kenntnis die in den Verfahren generierten Quellen nicht verstanden und angemessen interpretiert werden können.

Praktikern der Bildungsarbeit ist der Band nicht zuletzt wegen der vielfältigen »Bildungskonzepte« zu empfehlen, die darin vorgestellt werden. Diese Beiträge informieren nicht nur über das verwendete Material und das didaktisch-methodische Vorgehen, sondern veranschaulichen die dabei zu gewinnenden Einsichten auch anhand von Beispielen. Einige Autoren verbinden ihre Praxisberichte mit grundsätzlichen Überlegungen. So erläutert Constanze Jaiser in ihrer Skizze zur pädagogischen Verwendung von Videozeugnissen am »Ort der Erinnerung« unter dem Denkmal für die ermordeten Juden Europas, warum solche Arbeit eine »Begegnung« der Jugendlichen mit (physisch nicht präsenten) Zeuginnen und Zeugen und zugleich historisches Lernen am Ort des Gedenkens ermöglichen soll und kann. Jens Birkmeyer hebt die besonderen Leistungen literarisch gestalteter Texte hervor, die »durch Erzählung Geschichte nahebringen und zugleich durch ästhetische Distanz den Abstand zur Historie wahren« (S. 167), und demonstriert die Erschließung dieses Potenzials an einem sehr anspruchsvollen Text: »Meine Ortschaft« von Peter Weiss.

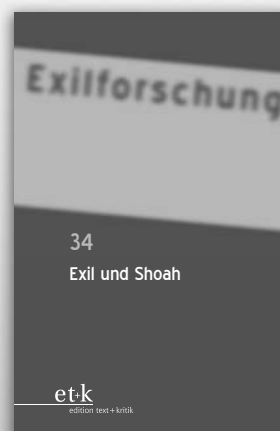
In der historischen Bildungsarbeit Tätige können sich durch diesen Band mit Materialien und Konzepten vertraut machen, die vielfältige Zugänge zu der von den Betroffenen selbst geleisteten Deutung und Verarbeitung der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik ermöglichen. Wie Thomas Lutz (S. 55) aber zu Recht betont, wird dadurch die Aufgabe, Einsichten in deren strukturelle Voraussetzungen zu vermitteln, nicht obsolet.

Wolf Kaiser
Berlin



Kulturwissenschaften

in der edition text+kritik



Bettina Bannasch /
Helga Schreckenberger /
Alan E. Steinweis (Hg.)
Exil und Shoah
etwa 300 Seiten,
ca. € 38,-
ISBN 978-3-86916-550-9

Dieser Band lotet Berührungspunkte und Überschneidungen der Forschungsgebiete Exil und Shoah aus. Er zeigt, wie komplex und weitreichend diese beschaffen sind und wie prägend das aus Exil und Shoah synthetisierte Wissen für den wissenschaftlichen und künstlerischen Diskurs weit über die Nachkriegszeit hinaus war.

Doerte Bischoff (Hg.)
**Exil – Literatur
– Judentum**
351 Seiten, € 39,-
ISBN 978-3-86916-327-7

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird die Erfahrung der Vertreibung und Exilierung von immer mehr Menschen geteilt. Die Auseinandersetzung mit dieser Einsicht ebenso wie mit jüdischer Erfahrung des Exils wird damit immer wichtiger. Der Band »Exil – Literatur – Judentum« rückt eine Konstellation in den Blick, deren drei Aspekte unterschiedlich akzentuiert und verknüpft werden, und lädt zur Beschäftigung mit geschichtsträchtigen und aktuellen Fragen ein.

et+k

edition text+kritik · 81673 München
www.etk-muenchen.de

Betreuung von »Opferzeugen«



Merle Funkenberg

Zeugenbetreuung von Holocaust-Überlebenden und Widerstandskämpfern bei NS-Prozessen (1964–1985).

Zeitgeschichtlicher Hintergrund und emotionales Erleben

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2016, 371 S., € 39,90

Hinter dem etwas umständlichen Titel verbirgt sich eine erziehungswissenschaftliche Dissertation, mit der die Autorin sich auf die Spur der vielen Frauen und wenigen Männer begibt, die sich aus eigener Initiative der zahlreichen ausländischen »Opferzeugen« in den NS-Prozessen annahmten. In dem hier besprochenen Zeitraum gab es für diese Zeugen, abgesehen von Hotelreservierungen, meist keinerlei »offizielle« Betreuung. Sie fanden sich – oft allein – in einem als feindselig und furchteinflößend empfundenen Land wieder; mit ihren Aussagen vor Gericht standen ihnen äußerst belastende Situationen bevor, die nicht wenige an den Rand ihrer Kräfte brachten.

Eine erste Initiative zur Betreuung dieser Zeugen entstand 1964 während des ersten Auschwitz-Prozesses in Frankfurt am Main. Ausgelöst durch einen Presseartikel über die Lage der ausländischen Zeugen kam ein kleiner Kreis von Frauen und einem jungen Mann zusammen, die den NS-Verfolgten beistehen wollten. Es ging um einfache Hilfestellungen bei der Alltagsbewältigung, aber auch, wie sich schnell herausstellte, um höchst anspruchsvolle Kommunikationsarbeit. Bald entstanden an vielen Orten, in denen NS-Prozesse stattfanden, ähnliche Helferkreise; teils waren es informelle Zusammenschlüsse, teils waren sie verbunden mit Pax Christi, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder dem Roten Kreuz. Alfons Erb, Vizepräsident von Pax Christi, war bei der Initiierung von Betreuergruppen besonders aktiv. Er war motiviert von einem christlichen Versöhnungsgedanken, der hier häufig zitiert, aber nicht kritisch hinterfragt wird. In mindestens 22 Städten, so Funkenberg, waren Helferkreise bei der Zeugenbetreuung aktiv, die Hunderte von Zeugen unterstützten und oft noch viele Jahre mit ihnen in Kontakt blieben. Bei der schwierigen Quellenlage – die Presse berichtete zunächst kaum und die Betreuer/-innen selbst hinterließen selten Aufzeichnungen, die in Archive gelangten oder gar publiziert wurden – ist es ein großes Verdienst der Arbeit, so viele Informationen über dieses weitgehend unbekanntes zivilgesellschaftliche Engagement zusammengetragen zu haben.

Zunächst leuchtet die Autorin historische Kontexte der Zeugenbetreuung aus – von den Etappen der Auseinandersetzung mit

den NS-Verbrechen, der zeitgenössischen Sicht auf die psychischen Spätfolgen der KZ-Haft und der Spezifik der NS-Prozesse bis zu den besonderen Problemen des Zeugenbeweises in diesen Prozessen –, in einem folgenden Kapitel stellt sie die Entstehung und institutionelle Rahmung der verschiedenen Initiativen vor. Das zentrale Kapitel, überschrieben mit »Die emotionalen Aspekte von Zeugenschaft und Betreuung«, basiert auf Quellen der Oral History, vor allem auf zahlreichen Interviews, die Funkenberg mit Zeugenbetreuer/-innen und drei noch lebenden Prozesszeugen führte. Die Autorin bleibt in der Darstellung sehr nah an ihrem eindrucksvollen Material. Forschungsleitende Thesen oder Interpretationen finden sich wenig, dafür erfährt man viel über die Betreuer/-innen, ihre Motive, über die großen Herausforderungen, die dieses Engagement mit sich brachte, die vielen intensiven Begegnungen mit den Zeugen und deren weitreichende biographische Folgen. Die Motive und Hintergründe der Betreuer/-innen waren höchst unterschiedlich, was in der Arbeit aber nur auf einer persönlich-biographischen Ebene untersucht wird.

Die Zeugen und Zeuginnen kommen zwar auch mit ihren Erfahrungen vor den bundesdeutschen Gerichten zu Wort, im Zentrum stehen allerdings auch in ihrem Fall die Beziehungen zu den Betreuer/-innen. Das ist ein enger Fokus, er ermöglicht aber dennoch viele Einblicke in die Situation und die Erwartungen dieser NS-Verfolgten. So erfreulich und überraschend der Kontakt mit den Betreuer/-innen für die Zeugen oft war, so ernüchternd war für sie vielfach das geringe Interesse der Öffentlichkeit und Medien an den Prozessen. Ab den späten 1970er Jahren nahm das öffentliche Interesse an den »Opferzeugen« zwar zu, gleichzeitig führten ihre Aussagen aber immer seltener zu Verurteilungen, so dass einzelne Betreuerkreise den Zeugen sogar abrieten, überhaupt noch für Gerichtsverfahren anzureisen.

Trotz einiger gegenläufiger Zitate überwiegt in der Arbeit ein Bild von den Zeugen als doppelter Opfer – Opfer des Nationalsozialismus und Opfer der vielfachen Zumutungen der Gerichtsverhandlungen. Das entsprach offenbar auch häufig dem Bild der Betreuer/-innen von den Betreuten. Dass die NS-Verfolgten oft sehr klare eigene Motive hatten, sich den Gerichtsverhandlungen auszusetzen, und dass sie manche Aspekte der Verfahren nicht nur als Last, sondern auch als Genugtuung erlebten, gerät so leicht in Vergessenheit.

Zuletzt muss angemerkt werden, dass das über weite Strecken gut lesbare Buch ein gründliches, auch inhaltliches Lektorat benötigt hätte. Damit hätten sich etliche Fehler (etwa die Bezeichnung des Historikers Nikolas [sic] Berg als Angehöriger der »HJ-Generation«, S. 51) sowie zahlreiche Redundanzen in den Zitaten vermeiden lassen.

Katharina Stengel
Frankfurt am Main/Leipzig

Wie normal ist der Staat Israel?



Michael Brenner

Israel. Traum und Wirklichkeit des jüdischen Staates.

Von Theodor Herzl bis heute

München: C.H.Beck, 2016, 288 S.,
€ 24,95

»Die sogenannte Normalisierung der Juden ist von Anfang an eine tragische Illusion gewesen« – dieses Zitat von Philipp Roth stellt Michael Brenner dem Kapitel »Das globale Israel« voran. Es drückt aus, worum es Brenner geht: die Entwicklung von den Ideen der geistigen Gründer des Staates Israel bis hin zu dessen heutiger Realität zu ergründen. (S. 9) Über die intellektuellen »Debatten über den Charakter des ersten jüdischen Staates in der Moderne« zeichnet er nach, wie sich die Idee eines jüdischen Staates im Laufe der Jahrzehnte verändert hat. (S. 21)

Die zitatenreiche und sehr anschauliche Darstellung von fast 120 Jahren (1897 bis heute) konzentriert sich auf die Meilensteine zionistischer Ideen und ihrer Realisierung. Obwohl die Juden, »nicht erst seit es den Staat Israel gibt [...] einen viel größeren Platz in der Vorstellungswelt ein[nehmen], als es der Realität entspricht« (S. 9), gebe es bisher keine Studie zu einer permanent »unterstellten Andersartigkeit« (S. 21). Brenners Anliegen ist es, den Diskurs über die Frage, ob Israel einzigartig oder normal sei, zu skizzieren.

Im ersten Kapitel, »Die Sehnsucht nach Normalität«, lotet er die Spannung zwischen der Besonderheit der Juden in der Diaspora und ihrem Streben nach Normalität aus. Als Ende des 19. Jahrhunderts der Antisemitismus »in großen Teilen Europas zur Staatsräson« wurde, sei ihre Assimilierung auf tragische Weise fehlgeschlagen (S. 17). Spätestens in den 1930er Jahren scheiterte der »einhundertfünfzig Jahre zuvor begonnene Versuch der »Normalisierung« der jüdischen Geschichte« (S. 20).

Im Kapitel »Am Scheideweg« skizziert Brenner die Diskussionen zwischen jüdischen Anführern in Osteuropa: Die Idee des Zionismus nahm um die Jahrhundertwende in Berlin, Wien, Basel, Wilna und Odessa ihren Anfang, verbunden mit den drei Namen Theodor Herzl, Simon Dubnow und Walther Rathenau. Alle drei veröffentlichten im Jahr 1897 Schriften zur Zukunft des Zionismus, wobei sich ihre Wege – Nationalismus oder Sozialismus, Europa verlassen oder bleiben – grundlegend unterschieden. Eine prominente Gegenposition zu Herzl vertrat der in Odessa aufgewachsene Dubnow: Für ihn bedeutete die Identität des Judentums Diaspora – ein geistiges Zentrum außerhalb Europas sei unvorstellbar. Auch

unter den deutschen und österreichischen Juden hatte der auf das historische Land Israel gerichtete Zionismus wenig Fürsprecher. Ein prinzipielles Umdenken in den jüdischen Gemeinden lösten tragische Ereignisse aus, wie insbesondere das Pogrom von Kishinew im Jahr 1903, bei dem 49 Juden ermordet wurden. Die von Brenner nachgezeichneten Debatten vor allem zwischen Herzl, Achad Ha'am und Dubnow zeigen, dass die Besiedlung Israels nur eine Möglichkeiten war und ihre Umsetzung nicht so klar, wie sie häufig in der Retrospektive erscheint.

Im zweiten Teil stellt Brenner die Gründungsideen der Realität des jüdischen Staates ab 1948 gegenüber. In den 1940er Jahren begegneten sich mit dem Holocaust und der Staatsgründung »Traum und Trauma [...] in besonderer Weise« (S. 134). Die Einwanderung aus Marokko, Syrien, Irak und Iran, die von den Gründern nicht vorhergesehen werden konnte, prägte den jungen Staat ebenso wie dessen Militarisierung, die Ausdruck der neuen Normalität war. In den folgenden Jahrzehnten drehte sich die Diskussion um die Frage, ob Israel ein »Musterstaat« sein und einem »höheren Zweck dienen« (Martin Buber) müsse (S. 105 ff.). David Ben Gurion schwebte ein säkularer Modellstaat als Mittler zwischen der ersten und der Dritten Welt vor.

Der Krieg von 1967 änderte schlagartig die Voraussetzungen. Die Siedlerbewegung begriff sich als neue messianische Bewegung, die mit der Besiedlung des religiös-historischen Landes die überholte Kibbuzbewegung der ersten Pioniere ablösen wollte. Die Utopie der Gründer kehrte zurück: Die Rechte erträumte sich ein Groß-Israel auf biblischer Grundlage, die Linke einen »Nahen Osten mit Israel als zentralem Element«. Israel wurde zur Projektionsfläche, unter anderem als »Heilsbringer der Welt« für die evangelikalen Kirchen, während die UNO »Zionismus« mit »Rassismus« gleichsetzte (S. 193).

Zum Schluss geht Brenner auf die Emigration junger Israelis nach Berlin ein und stellt Argumentationslinien in der Gegenwartsliteratur, unter anderem von Philip Roth und A.B. Yehoshua, zum Thema Diaspora und Israel der Gründergeneration gegenüber. In seinem Fazit betrachtet er den heutigen Konflikt zwischen Säkularen und Orthodoxen in Israel – und die Kluft zwischen den beiden Parallelgesellschaften. In diesem Kontext äußert Brenner sich auch zum Nahostkonflikt, den er zuvor bewusst ausgeklammert hat: »Israel als jüdischer und demokratischer Staat kann nur dann überleben, wenn auch den Bedürfnissen [jener] Bevölkerung Rechnung getragen wird«, die »seit einem halben Jahrhundert unter israelischer Militärverwaltung leb[t]«. (S. 231)

Brenners sehr gut lesbare Untersuchung bietet eine vorzügliche Einführung sowohl in die Vorgeschichte der Staatsgründung Israels als auch in identitäre Konflikte in dessen heutiger Gesellschaft.

Jenny Hestermann
Fritz Bauer Institut

Ikonografie der Geschichte



Gerhard Paul

Das visuelle Zeitalter. Punkt und Pixel
Göttingen: Wallstein Verlag, 2016, 760 S.,
€ 39,-

Das Buch eröffnet eine neue bei Wallstein erscheinende Wissenschaftsreihe mit dem Namen »Visual History«. Visuelle Geschichte versteht sich als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft und vertritt die These, dass unser historisches Gedächtnis heute in einem beträchtlichen Ausmaß von Bildern bestimmt wird: Bilder der Macht, Bilder des Krieges, Bilder des Umbruchs. Die im Untertitel genannten »Punkt und Pixel« stehen für die Urelemente der technischen Revolution, die mit dem ersten tauglichen Fotoverfahren 1839 ihren Ausgang nahm. »Sichtbarkeit erzeugt Bedeutsamkeit« (453) heißt das Leitmotiv, nach dem Paul die Geschichte durchmustert. Ein Pluspunkt des Buches ist sein umfangreicher Bildteil. Zum Bestand des visuellen Zeitalters gehören Gemälde, Fotografien, Plakate, Filmstills, Illustrierte, Fernseh-Bilder und die Bilderflut der Neuen Medien. Pauls These vom kollektiven Bildgedächtnis bestätigt sich ganz konkret am hohen Wiedererkennungswert der von ihm präsentierten Abbildungen, man denke an die Anklagebank bei den Nürnberger Prozessen, den Kniefall Willy Brandts in Warschau, ein Fahndungsplakat der RAF oder Uwe Barschel in der Badewanne. Wer jedoch den großen Theorieentwurf erwartet, wird enttäuscht. Dafür bleiben die vielen verschiedenen theoretischen Zugriffe zu disparat. Der Autor räumt das freimütig ein: »Was wie ein Masterplan aussehen mag, ist tatsächlich keiner. Ein Projekt ergab vielmehr das nächste. Das verbindende und motivierende Element war von Anbeginn an mein großes Interesse an Bildern der Geschichte.« (14)

Die Abhandlung beginnt mit der Hochzeit der Industrialisierung Mitte des 19. Jahrhunderts und reicht bis in die Gegenwart. Die Frage der Ikonografie von Herrschaft, der bildlichen Inszenierung von Politik bildet eine durchgehende Linie. Der Maler Max Kohnner brachte Wilhelm II. noch als repräsentativen Staatenlenker nach dem Vorbild Ludwig IX. auf die Leinwand. Fotografie und Film aber beförderten den deutschen Kaiser bald schon zum Medienstar, der ab 1912 regelmäßig im Kino als Attraktion der Wochenschau zu sehen war. Die Nationalsozialisten mussten in Deutschland also Public Relations nicht eigens erfinden, aber sie setzten neue Maßstäbe. Das Hakenkreuz etwa funktionierte als Emblem mit hohem Markenimage. Das erkannten bereits Zeitgenossen aus der Werbebranche wie Ernst Growald, der 1932 anerkennend schrieb: »Der

Reklame-Fetisch der Nazis ist das Hakenkreuz, das besser propagiert wird als je ein Fabrik- und Handelszeichen.« (186) Nach dem Krieg ging es neben der politischen auch um eine visuelle Absetzung vom Nationalsozialismus. Transparenz und Sachlichkeit standen für die neue Demokratie. Konrad Adenauer inszenierte sich als bürgerliche Autorität. Willy Brandt – »Willy wählen!« – präsentierte die Medien als Mann zum Anfassen, und Helmut Schmidt sah sich selber gerne als obersten Angestellten der Republik dargestellt.

Der Trend einer zunehmenden Visualisierung wurde durch die rasante Entwicklung der Fernsichttechnik weiter beschleunigt. Paul stellt fest: »Mediengeschichtlich war die Bonner Republik eine Fernsehnation« (441). So richtig diese Beobachtung einerseits ist, übergeht Paul hier ein anderes führendes Medium, nämlich das Radio. Von einer »Verkümmern des Ohres« (11) zugunsten des Auges im 20. Jahrhundert kann keine Rede sein. Die Rundfunkansprachen Hitlers und Goebbels waren integraler Bestandteil der nationalsozialistischen Propagandaarbeit. Und auch die Bundesrepublik der 1950er Jahre wäre ohne das Radio eine andere gewesen. Hier fand die Wiederauferstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit in einem elektronischen Massenmedium statt, das den Demokratisierungsprozess wesentlich beförderte.

Im Buch folgt ein Abriss zur Fernsehgeschichte. Paul verweist auf den hohen Glaubwürdigkeitsfaktor, den die Bilderwelt der »Tagesschau« über Jahrzehnte auszeichnete. Sie war die tägliche Messe des bundesrepublikanischen Homo Politikus. Zugleich erweiterte das Fernsehen die Populärkultur, die die Zuschauer zur Identifikation einlud. Dabei interessiert Paul besonders der Wandel der Zeigbarkeitsregeln, jener Regeln, welche die Tabugrenzen, vor allem von Sex und Gewalt, abstecken. Man denke etwa an den viel diskutierten schwulen Männerkuss in der »Lindenstraße« von 1987. In der DDR wäre so etwas undenkbar gewesen. Der Vergleich, den Paul zur Fernsehkultur der DDR unternimmt, betont neben der verzögerten technischen Entwicklung vor allem eine gelenkte und kontrollierte Bildpolitik. Ein wirklich erstaunliches Tabu betraf die Mauer. Über sie war ein Bilderverbot verhängt. Die Parteiführung fürchtete offenbar, dass der optische Eindruck der Mauer jede ideologische Verbrämung vom antifaschistischen Schutzwall überstieg.

In Zeiten des Internets sind solche Bilderverbote kaum noch durchsetzbar. Die zunehmende Digitalisierung der Welt hält dafür andere Herausforderungen bereit. Totale Sichtbarkeit birgt die Gefahr allgegenwärtiger Überwachung, und die Bilderflut der Neuen Medien lähmt uns mit ihrem Aufmerksamkeitsterrorismus. Gerhard Pauls abschließender Appell lautet deshalb: Es gilt kritische Distanz zu wahren!

Monika Boll
Düsseldorf

Verpasste Chance einer Lokalgeschichte des Nationalsozialismus



Winfried Nerdinger (Hrsg.). In Verbindung mit Hans Günter Hockerts, Marita Kraus, Peter Longerich sowie Mirjana Grdanjski und Markus Eisen
München und der Nationalsozialismus.
Katalog des NS-Dokumentationszentrums München

2., durchgesehene Auflage
München: C.H.Beck, 2015, 624 S., € 38,-

Besucher/-innen des 2015 eröffneten NS-Dokumentationszentrums in München werden nach dem Rundgang das Bedürfnis haben, Gelesenes und halb Wahrgenommenes der textreichen Ausstellung nachzulesen. Hierzu lädt der fast 630 Seiten starke Katalog ein. Wer ihn jedoch zur Hand nimmt, wird sich einen Kauf aufgrund des Umfangs und des Gewichts zweimal überlegen.

Ausstellungsmacher/-innen müssen sich in der Regel entscheiden, ob sie einen »klassischen« Katalog oder eine Aufsatzsammlung als Begleitbuch zum Gezeigten produzieren. In München wollte man beides, und zwar in einem Band. Gut die Hälfte des voluminösen Werkes gibt die Ausstellungstexte, ausgewählte Fotografien und Dokumente wieder, hieran schließt sich ein Aufsatzteil mit 23 Beiträgen namhafter Autor/-innen an. Den Abschluss bildet das Register mit Bildnachweis, Orts- und Personenverzeichnissen.

Erst beim vertieften Studium des Katalogs wird deutlich, was für exquisites Material für die Ausstellung zusammengetragen wurde. Eine Aufnahme vom Mai 1933 zeigt beispielsweise ein Schild an einem Schaufenster mit der Aufschrift »Geschäft wegen Preiswuchers polizeilich geschlossen. Geschäftsführer in Schutzhaft in Dachau«. Eine Zeitungsanzeige des Fotogeschäfts Lindner aus dem Jahr 1935 verkündet in der Aufschrift »jetzt arisch« stolz die Übernahme der Wertheimer-Optik. Die Aufnahmen von verschiedenen Wegweisern zum Konzentrationslager Dachau wie zu einem Ausflugziel gehören ebenfalls zu den Kuriositäten der umfangreichen Dokumentation. Hier scheint sich eine Stadtgesellschaft zu präsentieren, die stolz darauf war, Gewalt auszuüben, und dies auch offen zeigte.

Ein wissenschaftlicher Katalog im engeren Sinne als Basis für weitere Forschung ist der vorgelegte Band jedoch nur bedingt. Bei Zeitungsartikeln, Ablichtungen von Briefen, Aufrufen, Plakaten wurde wenig Wert auf die Lesbarkeit der Texte gelegt. Die Leser sollen hier kein Quellenstudium betreiben, die Dokumente dienen oft nur zur Illustration. In den Bildunterschriften werden wichtige Informationen nicht gegeben, mögliche Fragen nicht beantwortet.

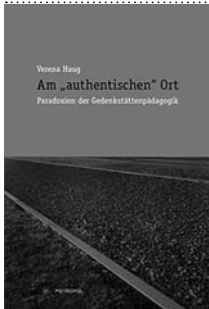
Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Im Rundgang der Ausstellung stößt der Besucher beim Jahr 1937 auf einen kurzen Dokumentarfilm. Er zeigt Fußgänger und Fahrradfahrer vor der Feldherrnhalle, die den Hitlergruß entbieten. Gerade die bewegten Bilder ziehen diese Situation ins Komische, gar Groteske. Im Katalog ist ein Standbild abgedruckt, das eine ganz andere Wirkung hat. Die Bildunterschrift verrät mit keinem Wort, dass die Vorlage ein Film ist, und fragt nicht nach dem Urheber. So wird ein außerordentlich interessantes Exponat nicht erschöpfend ausgewertet, was schade ist.

Irritierend ist, dass die Quellen in den Bildunterschriften nicht genannt werden. Sie finden sich im Abbildungsverzeichnis unter dem jeweiligen Archiv oder Leihgeber. Die Suche nach diesen Angaben macht viel Mühe und erschwert die weitere Forschung.

Der Ausstellungskatalog schildert lokale Ereignisse in München ausgehend vom Ort der Macht, in dessen Mittelpunkt das heutige Dokumentationszentrum steht. Trotz vieler interessanter Einzeleinblicke bleibt München dabei merkwürdig blass. Ein geschlossenes Bild vermittelt auch der Aufsatzteil nicht. Von den 23 Artikeln widmen sich nur fünf explizit der Stadtgeschichte. Sie behandeln in hervorragender Weise die Entwicklung Münchens zur »Hauptstadt der Bewegung« und die mythische Aufladung, die die Frühzeit der NSDAP und ihrer Vorläufer dort erfuhr. Sie erzählen plastisch von der verzögerten Auseinandersetzung der Stadt mit ihrer NS-Geschichte nach 1945, behandeln jedoch eher cursorisch die Rolle Münchens bei der Etablierung des NS-Terrors durch das nahegelegene KZ Dachau, die Überhöhung der Stadt als »Hauptstadt der Deutschen Kunst« und die Spaltung der Münchner Stadtgesellschaft in fanatische NS-Aktivistinnen und hartnäckige Anhänger des alten kirchlich-sozialdemokratischen Milieus. Stattdessen widmet sich eine Reihe sehr informativer Aufsätze überregionalen Aspekten der NS-Geschichte. So ist die Münchner Geschichte zwar eingebettet in aktuelle Forschungsfragen, etwa der nach dem Gleichheitsversprechen der »Volksgemeinschaft«, nach der europäischen Ordnung in zwei Weltkriegen, nach der Gewalt im Nationalsozialismus, nach dem Zusammenhang von Verwaltung und Verbrechen, nach Privatheit in der nationalsozialistischen Gesellschaft, nach den Profiteur/-innen der »Arisierungen«, nach Liedgut und Filmen im Nationalsozialismus und vielem anderen mehr. Doch die Ergebnisse werden nicht zurückgeführt auf den spezifischen Münchner Fall. Vier abschließende Statements renommierter Historiker aus Israel, den USA, Polen und Frankreich führen ganz weg von der Besonderheit Münchens und kommentieren den Umgang der Deutschen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Für die Leser/-innen wären wenige Beiträge zur spezifischen Situation Münchens ergiebiger gewesen, die es erlaubt hätten, die visuellen Quellen und die Dokumente stadthistorisch einzubetten.

Katharina Rauschenberger
Fritz Bauer Institut

Leerstellen an »Lernorten«



Verena Haug

Am »authentischen Ort«. Paradoxien der Gedenkstättenpädagogik

Berlin: Metropol 2015, 320 S., € 22,-

Verena Haug untersucht in ihrer Dissertation Strukturprobleme der Gedenkstättenpädagogik und verdeutlicht die Spannungsfelder, die sich ergeben, wenn an den historischen Orten der NS-Verbrechen erzogen werden soll. Seit den 1980er Jahren verfügen die KZ-Gedenkstätten in der Bundesrepublik über pädagogische Abteilungen, deren praktische und konzeptionelle Arbeit mit gesellschaftlichen Erwartungen an die Wirkung dieser spezifischen Orte konfrontiert ist, die sich in der Funktionszuschreibung als »Lernorte« verdichtet. Welche Interaktionen und welche Formen der Kommunikation in den organisierten Lernprozessen an Gedenkstätten tatsächlich stattfinden, erkundet die Verfasserin anhand von 14 Veranstaltungen mit Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren an drei KZ-Gedenkstätten. Sie arbeitet dafür mit Sequenzanalysen aufgezeichneter Gespräche. Zur strukturellen Besonderheit der pädagogischen Settings gehört, dass zwei pädagogische Professionsträger aus zwei institutionellen Bezugssystemen anwesend sind: neben dem/r Gedenkstättenmitarbeiter/-in meistens ein/e Lehrer/-in. An einem Ort, der in der Arbeit als »doppelt außerschulisch« aufgefasst wird (S. 60), weil er räumlich und hinsichtlich der pädagogischen Ansätze von den schulischen Leistungserwartungen und -bewertungen unabhängig ist, muss das Außerschulische immer wieder postuliert und verteidigt werden. Eine Fortsetzung von Unterricht soll in der Gedenkstätte vermieden werden durch eine weitgehende Freiwilligkeit der Teilnahme und durch die Übertragung der pädagogischen Verantwortung auf die Gedenkstättenmitarbeiter/-innen.

Verena Haug ordnet die Gedenkstättenpädagogik in die Entwicklungen der Geschichtsbeziehungen und Geschichtsbilder der Bundesrepublik Deutschland und der DDR ein und konzentriert sich nach einer kurzen Rekonstruktion auf die nach 1990 entstandene »Basiserzählung« (S. 40) einer Überwindung des Nationalsozialismus und einer nationalen Selbstvergewisserung. Da die häufig beim Besuch der KZ-Gedenkstätten erwartete Aura sich keinesfalls selbstverständlich einstellt, ist auch der kulturelle Verhaltenscode nicht vorauszusetzen, sondern muss erlernt werden. Die Gedenkstättenpädagogik will erziehen, ohne zu kontrollieren, Wissen verbindlich verankern, ohne Autonomie einzuschränken, sowie wertbezogen

erziehen im Kontext einer pluralen Gesellschaft. Haug orientiert sich an Klaus Pranges Konzept einer operativen Pädagogik, deren Bezugspunkt im Lernen liegt und die skeptisch ist gegenüber dem Bildungsbegriff. Diese Skepsis ist jedoch bei Prange einem Mangel an dialektischer Reflexion geschuldet, dem die Verfasserin nichts entgegensetzt, wenn sie sagt: »Bildung ist tendenziell immer Selbstbildung« (S. 93) Heinz-Joachim Heydorns Widerspruchskezeption, in der jede institutionalisierte Bildung immer auch Herrschaft ist, hat darin leider keinen Platz. Die Bemerkung, dass auch Gedenkstättenpädagogik »kein herrschaftsfreier Raum« sei (S. 94), erübrigt sich, wenn von einer widersprüchlichen Bildungskonzeption ausgegangen wird. Denn das Gegenteil gilt: Die Gedenkstättenpädagogik ist aufgeladen mit herrschaftsförmigen, weil Anpassung fordernden Erwartungen, und sie kann ausgesprochen einschüchternd auf die Teilnehmenden wirken, wenn diese Erwartungen nicht selbst zum Gegenstand der Reflexion werden. Haug betrachtet die Gedenkstätten als »Ressource für eine Pädagogik, die mit institutionellen Mitteln nicht sanktionieren will oder kann« (S. 290). Die Einblicke in die Kommunikation der Teilnehmenden mit dem pädagogischen Gedenkstättenpersonal dokumentieren die vielfältigen Facetten einer Vermittlungsarbeit, deren Inhalte oft ganz anders angeeignet werden als erwartet.

Mehrfach stellen sich in der Kommunikation enttäuschte Authentizitätswünsche ein. Das gewollte intensive emotionale Erlebnis bleibt aus. Der faktische Zustand der Gedenkstätte bietet nicht jene »Qualität der Anschaulichkeit von Geschichte« (S. 235), die emotionales Berührtwerden sicherstellt und die für die begleitenden Lehrer/-innen häufig ein wesentliches Motiv für den Gedenkstättenbesuch ist. Doch vor Ort finden sich »noch nicht mal Ruinen« (S. 237). Dieser von den teilnehmenden Schüler/-innen festgestellte Mangel provoziert weitreichende Fragen an sich selbst, wie die nach der Konsequenz des Wissens, wenn es keine Auswirkungen auf das Empfinden hat. Einige Teilnehmende stellen sogar Analogien zu den Abspaltungen im Alltag der Täter her und setzen sich dazu in Beziehung.

Die Gedenkstättenpädagogik wird in Haugs Untersuchung weder als defizitär noch als Erfolgsmodell dargestellt, sondern in den Grenzen ihres alltäglichen Agierens mit ihren Schwächen und ein paar Stärken gezeigt. Die »Aneignung und Einordnung neu erfahrener Wissens« bleibt in den Veranstaltungen »stark unterbelichtet«, während »der Teil der Wissensvermittlung einen enormen Anteil aller Veranstaltungen einnimmt« (S. 289). Darin kommt der pädagogische Wunsch nach einer kontrollierbaren Kommunikation zum Ausdruck, die an diesen Orten nicht zu haben ist.

Astrid Messerschmidt
Wuppertal

Neue Institution der Erinnerungskultur



**Günter Bischof, Barbara Stelzl-Marx,
Alexandra Kofler**

*Zukunftsfonds der Republik Österreich.
Entstehung, Entwicklung und Bedeutung*
Wien u.a.: Böhlau, 2015, 284 S., € 35,-

Um die Jahrtausendwende wurden Staat und Privatwirtschaft nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und anderen Ländern mit einer Welle von Entschädigungs- und Restitutionsforderungen konfrontiert. Im Zentrum dieser primär von jüdischen Organisationen und Anwälten aus den USA, aber auch von Regierungen und Verfolgtenverbänden aus Ostmittel- und Osteuropa erhobenen Ansprüche standen die NS-Zwangsarbeit und offene Vermögensfragen infolge des Holocaust. Es drängten aber auch politische und zivilgesellschaftliche Akteure, unter ihnen Historiker/-innen, auf eine materielle Anerkennung der Verfolgung und deren weitere Aufarbeitung. Im Ergebnis kam es nicht nur zu Entschädigungszahlungen; es entstanden zugleich neue Institutionen, die heute in der Erinnerung an die NS-Verbrechen eine zentrale Position einnehmen, indem sie Gedenkaktivitäten, Forschungen und Bildungsprojekte finanzieren. Auf überstaatlicher Ebene ist hier die International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) zu nennen und mit Blick auf Deutschland die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ), die neben Mitteln für Entschädigungszahlungen auch gut 350 Millionen Euro für einen auf Dauer gestellten Stiftungsfonds erhielt und mit dessen Zinserträgen Projekte fördert.

Mit dem Zukunftsfonds der Republik Österreich (ÖZF) wurde Ende 2005 auch dort eine entsprechende Institution gegründet und mit einem Etat von 20 Millionen Euro ausgestattet. Das Geld stammte aus den Restmitteln des im Jahre 2000 für die Zwangsarbeiterentschädigung gegründeten österreichischen Versöhnungsfonds. Entstehung und Struktur des ÖZF sowie die Förderaktivitäten und deren Wirkung sind Gegenstand des vorliegenden Buches, das anlässlich seines zehnjährigen Jubiläums von diesem finanziert und von drei österreichischen Zeithistoriker/-innen maßgeblich auf der Basis von Interviews mit Gremienmitgliedern des Fonds sowie mit Fördernehmer/-innen verfasst wurde. Ausgehend von einer Skizze zum Wandel des österreichischen Umgangs mit der NS-Vergangenheit schildern die Autor/-innen den Entstehungskontext, die Strukturen und die Arbeitsweisen des Fonds, ehe die Fördertätigkeiten in verschiedenen Bereichen beschrieben werden. Es folgen ein Kapitel über die Wirkung des Fonds und ein knappes Resümee. Die Hälfte des Buches entfällt auf einen Anhang, der auch eine Liste aller bis 2015 geförderten 1.370 Projekte umfasst.

Das Kapitel über Österreichs Umgang mit der NS-Vergangenheit bietet mit der Thematik vertrauten Leser/-innen wenig Neues. Interessant ist jedoch, wie klar diese Geschichte als eine geglückte nachholende Modernisierung erzählt und wie deutlich der ÖZF darin auch als Instrument des außenpolitischen Reputationsgewinns verortet wird. Der internationale Kontext wird hier wie im gesamten Buch aber nur gestreift, obwohl speziell Vergleiche zu Deutschland und zur Stiftung EVZ nahelägen. Auch die Kontextualisierung innerhalb Österreichs, insbesondere das Verhältnis zum bereits 1995 gegründeten Österreichischen Nationalfonds, das vor der Gründung des ÖZF für politische Diskussionen sorgte, hätte systematischer dargelegt werden können.

Anschaulich gelingt dagegen die Beschreibung der Strukturen und Arbeitsweisen des ÖZF, der für die Projektförderung pro Jahr maximal zwei Millionen Euro seines Fondskapitals verbraucht – mit der Folge, dass die Mittel 2015 fast aufgebraucht waren. Hieraus erklärt sich wohl auch der Grund für die Entstehung des Bandes, der primär an die österreichische Politik und Öffentlichkeit gerichtet sein dürfte, um anhand einer – in der Tat beachtlichen – Leistungsschau die Notwendigkeit der Ausstattung des Fonds mit weiteren Geldern zu begründen. Im Resümee wird eine »Zukunft für den Zukunftsfonds« denn auch explizit eingefordert. Wichtig erscheint den Autor/-innen eine Fortexistenz des Fonds nicht zuletzt mit Blick auf die Finanzierung von Forschung und Publikationen. Dies waren zwei der bisherigen Haupttätigkeiten des ÖZF, womit er auch eine Ersatzfunktion übernahm, nachdem staatliche Fördermittel gestrichen wurden.

Aus Sicht jener Leser/-innen, die sich für Möglichkeiten und Mechanismen des Wandels von Erinnerung interessieren, erscheint das Kapitel über die Wirkungen des Fonds sicherlich am interessantesten. Das Kapitel ist jedoch eher enttäuschend, weil es aus vielen sehr langen Zitaten Beteiligter besteht, die eigene Analysen der Autor/-innen ersetzen. Es werden zwar öffentliche Debatten oder neue Forschungen genannt, Wirkungen des Fonds jedoch nicht wirklich untersucht. Am deutlichsten wird so noch die eher sozialpolitische Bedeutung des vergleichsweise unbürokratischen ÖZF als Versorger für die große Zahl von Freiberufler/-innen, die auf verschiedenen Feldern mit der NS-Geschichte und ihren Folgen befasst, denen andere Förderquellen aber oft versperrt sind. Insgesamt macht das Buch deutlich, dass der ÖZF über seine Rolle als Projektförderer in Österreich auf den verschiedenen Feldern der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen – ähnlich wie die Stiftung EVZ in Deutschland – in eine zentrale Position gerückt ist. Wer sich jedoch dafür interessiert, ob und wie sich durch die Entstehung dieser neuen Institutionen die Formen und Inhalte des Gedenkens an die NS-Verfolgten oder das Verhältnis von historischer Forschung und geschichtspolitischem Interesse verändert haben, wird darauf warten müssen, dass diese Fragen in anderen Studien eingehend untersucht werden.

Henning Borggräfe
Bad Arolsen